

Lebensbilder.

Von

Julie Burow

(Frau Pfannenschmidt.)

Zweiter Band.

Inhalt:

Ein weißes Kästchen. — Der Geist des Martin Grunewald.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Rober.

1858.

Ein weißes Käbchen.

Humoristische Erzählung.

... ..

Erstes Capitel.

Worin erzählt wird, wie es zuging, daß der Landrichter Mildner ein seltsamer Kauz wurde und eine so große Vorliebe für weiße Katzen und braune Turkeien faßte.

Ich bitte meine Leser, eine Karte der Mark Brandenburg aufzuschlagen und auf derselben den Ort zu suchen, in welchem diese wahrhafte Geschichte sich zugetragen. Er heißt D. und liegt an der schiffbaren Neße, rings umgeben von dichten, dunklen Wäldern auf den Hügeln, welche gleichsam einen Wall um das Städtchen ziehen und es von der großen Welt abschließen. Das Städtchen ist eben nicht groß, denn es hat etwa 4000 Einwohner, die in den kleinen, saubern Fachwerkhäusern ganz bequem wohnen und ein harmloses Kleinstädterleben führen, wie es vor ihnen ihre Väter auch gethan. Wie natürlich trennt sich diese Einwohnerschaft in zwei besondere Parteien, von denen die eine, die betitelte, mit vornehmer Miene auf die andere, die titellose oder bürgerliche, herabsieht.

Die Chorführer der betitelten Partei sind, wie in

solchen Städten gewöhnlich, die Mitglieder des Land- und Stadtgerichts, der Doctor, die Geistlichen, der Offizier, der die Landwehr exercirt, der Rentamtmann, der Steuerinspector und Einnehmer und noch einige andere Beamte, deren Titel um so länger zu sein pflegt, je geringer die damit verbundenen Einnahmen ausfallen.

Das ist nun alles wie überall in der großen Welt von Prähwinkel, Schilda und Schöppenstädt und wäre also des Erzählens nicht werth; denn nur das Ungewöhnliche erregt Interesse. Etwas Ungewöhnliches gab's auch allerdings in D., und das war der Land- und Stadtrichter Mildner, den alle Welt, Honoratioren und Bürgerschaft, kannte und liebte, den selbst die großen Bulldoggen in der Steingutfabrik nicht anbellten, sondern wedelnd umschnupperten, wenn er seinen täglichen Spaziergang machte, und der doch von allem Umgang zurückgezogen, das einsame Leben eines alten Junggesellen in der Gesellschaft seiner bucklichen Schwester und seiner weißen Katze führte.

Der Landrichter Mildner war seit ewigen Zeit in D., und kein Mensch konnte sich erinnern, ihn je anders gekannt zu haben, als mit seinem jetzigen sanften, bleichen Gesicht, dem braunen Haar, das leicht in's Graue schillerte, und dem freundlichen Lächeln, das, wenn er grüßend den Hut von besagtem Haar zog, wie Sonnenschein über ein Aehrenfeld, über seine Züge glitt.

Die einzige Veränderung, die man am auswendigen Menschen des Landrichters wahrnehmen konnte, war, daß er Sommers einen grauen Rock und ditto Hosen nebst Kamaschen von leichtem Zeuge, Winters einen seltsam geschnittenen Studentenflaus von Tüffel und dicke Beinkleider in hohen, glänzend gewichsten Kanonenstiefeln trug. Diese Veränderung fand aber so gewiß statt, wie das Ausschlagen und Abfallen des Laubes an der schönen Linde vor seiner Hausthür, und richtete sich nicht nach dem Wetter, sondern pünktlich nach dem Datum, denn am ersten Mai erschien der Landrichter in Sommerhose und Rock, es mochte regnen oder schneien, und eben so gewiß sah ihn der erste October in seinem Winteranzuge, wenn gleich die blaue Luft voll fliegender Sommerfäden hing und der lachendste Sonnenschein die schimmernden Wälder vergoldete.

Im ganzen Städtchen war kein Hund, keine Katze, kein Kind, das den Landrichter nicht geliebt und nicht Grund dazu gehabt hätte. Unter den Kindern und dem jungen Volk bis zum zwanzigsten Jahr hinauf nannten ihn viele aus den ärmeren Ständen „Pathe Wildner.“ — Einen Gevatterstand schlug der Landrichter nämlich niemals aus; traf ein solcher einmal mit einem Termin zusammen, so übernahm seine Schwester das christliche Werk, und die Pathen des Landrichters standen stets unter einer gewissen liebevollen Aufsicht der alten Geschwister und em-

pfingen von ihnen unzählige Beweise wohlwollender Theilnahme.

Umgang hatten sie mit keiner lebendigen Seele des Städtchens, d. h. was man dort eben Umgang nennt. Mienchen Mildner ging zu keiner Kaffeegesellschaft und gab keine, der Landrichter war nicht Mitglied des Kasino und nahm an keiner der Spiel- und Tanzpartieen theil und — man nahm ihnen das nicht übel. „Der Landrichter ist einmal ein seltsamer Kauz!“ sagte man, und das reichte aus, um die Zurückgezogenheit der Geschwister zu entschuldigen.

So lange der Landrichter in D. lebte und das war schon dreißig und einige Jahre, hatte er stets die gleiche Wohnung gehabt. Anfangs zur Mieth, hatte er dann das Häuschen von dem Besitzer, dem Tischler Beermann, gekauft, und es von Jahr zu Jahr verschönert, daraus eine Art Musterhaus, eine Fachwerk-Ivyll gemacht, so hübsch und zierlich, als wäre das ganze Gebäude eine durch ein Vergrößerungsglas betrachtete Nipptischzierde.

Es lag in jener Seitenstraße, wo sich das Städtchen ganz unerwartet in lachendes grünes Feld verirrt hat. Ein Arm des Stromes windet sich hier zwischen Erlen und Weidengebüsch durch blumige Wiesen und gesegnete Acker; Röhricht mit wehenden Federbüschen und schwarze Narrenkolben ragen aus dem Wasser hervor und bilden zierliche

Verstecke für Ente und Rohrdommel. Die weiße Mummel, der Lotos des Nordens, schwimmt auf den Wellen und badet den kokett offenen Busen der Libelle, die mit schillerndem Flügel im Sonnenschein über ihr hinweg schwebt. Des Landrichters Garten geht terrassenförmig von der Höhe, wo das Häuschen liegt, zu dem Strom hinab, und zwischen Erlen versteckt und durch einen Steg mit dem Ufer verbunden, liegt ein Zelt von Leinwand mit rothen Verzierungen und wie ein chinesischer Pavillon gestaltet, auf dem Wasser: ein Badehaus, das allen Bekannten des Landrichters, d. h. dem ganzen Publikum des Städtchens zur Verfügung steht. Es wird aber nur wenig von demselben benutzt, weil man da ja mit Hinz und Kunz zusammentreffen könnte. Der Landrichter gestattet eben Jedermann den Gebrauch, und es hat sich bereits zugetragen, daß der Director, Herr Baron von Dümmelfeld, hinter einem Schloßerburschen gebadet, der einen schwarzen Strich — einen langen Gedankenstrich auf der weißen Bank zurückgelassen, die zur Bequemlichkeit der Besucher in dem Badehaus stand. — Nach dieser Zeit war das Badehaus des Landrichters, das man früher aus Neugierde hie und da besucht hatte, um einige Blicke in den schönen großen Garten zu thun, bei den Honoratioren in Verruf gerathen und stand viele Stunden am Tage leer, oder wurde von Handwerkern und Schulkindern benutzt.

Der Garten des Landrichters, — darüber war im Städtchen nur eine Stimme, — war ein kleines Paradies. Nicht nur, daß die Aussicht von den verschiedenen Terrassen desselben wahrhaft bezaubernd war, denn sie zeigte hier den Strom in den waldigen Höhen, dort das Städtchen mit seinen rothen Dächern und grünen Bäumen; auf einer andern Seite lachende Felder, ferne Dörfer mit spitzen Kirchtürmen und eine Reihe mit Wein und Obst bebauter Hügel. Nein, auch jedes Plätzchen des Gartens war, abgesehen von der Aussicht, reizend durch die Gewächse, die in üppigster Schönheit auf ihren Beeten standen, oder freundliche Ruhesitze umgaben, und denen man es ansah, daß ihnen hier oben so wohl sei, wie dem Beschauer.

Auf der obersten Terrasse, nahe am Hause, beschatteten zwei mächtige Thänenweiden, eine riesige Kastanie und ein paar Eschen von seltener Schönheit einen kleinen Springbrunnen. Ein Wasserstrahl stieg hier etwa zehn Fuß empor und sank murmelnd in das von einer Säule getragene Granitbecken zurück, über dessen Rand er in tausend Perlen in das Bassin fiel. Als ein klares lustiges Bächlein rieselte er aus diesem hervor, durchfloß, von Maßliebchen und Bergißmeinnicht umsäumt, den Garten, stürzte sich, in einen weißen Schleier zerfließend, den jeder Sonnenstrahl mit funkelnden Brillanten schmückte, über die Steinwand der Terrasse, wand sich durch eine dunkle Baummasse,

wie ein Mädchen im Ballkleide von Silberflor sich durch die in die Thür gedrängten alten Herren windet, schlüpfte noch einmal die Höhe hinab und vereinte sich endlich leise murmelnd noch im Garten selbst mit dem Strom, wie wohl eben jenes Mädchen im Silberflorkleide sich plaudernd an die Mutter schmiegt. — Die besten Obstsorten auf Meilen in der Runde, die schönsten Blumen, die man sich denken konnte, zog der Landrichter Mildner in diesem Garten, keine Blume aber war so vertreten, keine so eifrig gepflegt wie die Aurikel, und unter diesen besonders die dunkelbraune, die wie ein offenes Kinderauge dem Lenz und dem Sonnenlicht entgegen lacht. —

Im Hause, das nur einstöckig, weiß und grün abgeputzt, mit einem hübschen Vordach und Spiegelfenstern versehen war, gab es fünf Zimmer, von denen zwei auf der rechten, zwei auf der linken Seite des anmuthigen Vestibuls lagen; das fünfte stieß an die Küche, hatte Thüren und Keller und Speisekammer und war der Aufenthalt des jedesmaligen Dienstmädchens, das gewöhnlich eine Pathe des Geschwisterpaares, später, wenn sie heirathete, eine Gevatterin desselben wurde. Denn aus dem Hause des Landrichters gingen die Mädchen nicht anders ab, als eben wenn sie heiratheten, und die Hochzeiten ihrer verschiedenen Dienstmädchen waren die einzigen Gastmahle, die Mienehen Mildner, die bußliche Schwester des Landrichters, die

Führerin seines Haushaltes, in ihrer Wirthschaft veran-
staltet hatte.

Die Zimmer des kleinen Hauses waren einfach, aber sehr sauber eingerichtet, die Hausgeräthe, wie die Bewohner, altmodisch, aber zierlich und wohl erhalten. Ein reich versehener Bücherschrank und ein schöner in Danzig gebauter Patentflügel waren die einzigen kostbaren Gegenstände der Einrichtung, die jedoch, durch die vielen Blumen und Schlingpflanzen, welche alle Fenster bedeckten, sich an allen Wänden hinaufkranzten und in schwebenden Ampeln wurzelnd, von der Decke niederhielen, einen eigenthümlich freundlichen Charakter empfing. Jede Stube im Hause des Landrichters Mildner war ein grünender Garten, auch wenn der Winter draußen mit eisigen Ketten den Strom band und den Wald auf den Hügeln in den Silberschleier des Reises hüllte. — Ja, dann eben war der Zimmergarten des alten Geschwisterpaares erst recht schön und üppig, und Hyazinthen und wohlriechende Tulpen, Kamelien und Maiblumen, vor allen aber Aurikeln, Aurikeln mit sammtbraunen Kinderaugen verhauchten ihren Duft ^{2!} in den freundlichen Räumen und schmückten sie mit jener Pracht, von der schon die Schrift sagt, daß sie größer sei, als die des Königs Salomo in seiner Herrlichkeit.

Schade nur, daß so wenig Augen in dem kleinen Häuschen waren, die seine Anmuth betrachten konnten.

Eben nur zwei Paar höchstens, die des Landrichters und Mienchen's waren es, allenfalls noch die des hübschen Dienstmädchens; und das vierte Paar Augen, grasgrün mit goldigem Schimmer, — das gehörte der schneeweißen Katze des Landrichters und schaute ohne Interesse das grüne Blättergewinde und die bunten Blüthen. Für Misia, — so hieß das vortreffliche Thier, — war der Spatz auf dem Fensterbrett viel interessanter als die schönste Blume, und wenn sich eine Nachtigall im Garten einfand, so bewunderte sie eben, wie Tied's gestieflter Kater, den Gesang der göttlichen Sängerin nur mit der auffallenden Neigung, zu erfahren, wie sie schmecke. Misia, so sehr sie auch des Landrichters Liebling war, durfte daher nur in seiner Gesellschaft den Garten betreten, sonst blieb er ihr ein verschlossenes Paradies, und ihre Wirksamkeit und ihre Vergnügungen beschränkten sich auf das Haus und die damit in nächster Verbindung stehenden kleinen Stallungen, in denen Hühner, Kaninchen, Ziegen und ein fettes Schwein wohnten, und wo Misia der Mäusejagd ganz nach Belieben und Neigung obzuliegen hinreichende Gelegenheit fand.

Wenn der Landrichter Misia in den Garten mitnahm, so saß sie gewöhnlich auf seiner Schulter, arkadisch hingegossen, den Schwanz um das Hälschen geringelt, mit den hübschen grasgrünen Augen blinzeln, wegen der Sonnenstrahlen. Mildner nahm sie auch selten weiter mit, als

bis zur zweiten Terrasse in die Weinlaube, mit der Aussicht auf Strom und Feld.

Diese Laube war ein Lieblingsplatz des Hausherrn und besonders Abends war er dort häufig, weil er das Himmelsgewölbe von da aus fast in seinem ganzen Umfange übersehen konnte. Misia lag dann in mancher milden Sommernacht schnurrend auf der Bank und blinzelte in den Mond, während ihr Herr sein Fernrohr richtete und Beobachtungen an demselben Himmelskörper oder an einem der Planeten machte, die sich vor der trefflichen Linse seines Instrumentes zu kleinen Scheiben auseinander breiteten und glänzend in verschiedenfarbigem Licht ihm allerlei Ahnungen über ihre Natur und Beschaffenheit gestatteten. — Diese Laube stand übrigens am äußersten östlichen Ende seines Grundstücks und ihre Rückwand schied dies von dem Blumengärtchen des früheren Besitzers, des Tischlermeisters Beermann, der sie ebenfalls zur Rückwand einer Laube benutzt hatte, in welcher seine hübsche Tochter Anna, auch eine Pathin des Landrichters, manche Stunde am Tage näher saß und mit heller Stimme die Lieder sang, die der Herr Pathe sie gelehrt. —

Meister Beermann selbst, ein siebenzigjähriger rüstiger Greis, war übrigens nicht bloß der nächste Nachbar, sondern auch der genaueste Bekannte des Landrichters. Seit dreißig und mehr Jahren wohnten sie neben einander und

erzeigten sich alle nachbarlichen Freundschaftsdienste. Der alte Luther wußte, was er wollte, als er in seiner Bitte um's tägliche Brod getreue Nachbarn unter den nothwendigsten Bedürfnissen des Menschen aufzählte. In kleinen Städten findet man sie noch zuweilen, in großen kennt man den Begriff Nachbar nicht einmal. Ein Dach deckt dort nicht selten Menschen, die sich auch nicht dem Namen nach kennen und nie den Willen haben, sich gegenseitig zu helfen und zu dienen. Meister Beermann aber und der Landrichter waren getreue Nachbarn. Mildner hatte die jüngsten Kinder des Tischlers über die Taufe gehoben, hatte den trauernden Wittwer am Grabe seines Weibes getröstet, hatte die Hochzeiten der älteren Töchter mitfeiern helfen und an den Tagen, wo die Söhne Gesellen geworden, sie reichlich beschenkt. Die Anne aber, das Nesthüchlein des Tischlers, war mehr bei Landrichters als im Vaterhause erwachsen, besonders seit der Mutter Tode, und Fräulein Mienschen hatte das Kind erzogen und unterrichtet, und der Landrichter plauderte gern mit dem Mädchen, lehrte es singen und ließ ihm ein und das andere gute Buch zur Sonntagslectüre.

Herr Mildner sowohl wie seine Schwester waren sehr musikalisch. Freilich war Mienschen's Stimme schwach, aber unfäglich mild und lieblich, der Bruder jedoch sang auch noch jetzt bei vorgerückten Jahren einen schönen Tenor, der

zwar an Höhe, aber nicht an Kraft und Biegsamkeit verloren hatte. Anna Beermann spielte auch ein wenig Klavier, wenigstens so viel, um ihre Liederchen zu begleiten, meist nach dem Gehör; sie spielte aber nur bei Landrichters aus dem zureichenden Grunde, weil sie zu Hause kein Klavier hatte und sonst zum Besuch nirgends hinkam. Denn Vater Beermann hielt auf strenge häusliche Zucht, auch hatte das Mädchen die Wirthschaft zu führen, und da sie als fleißige und geschickte Mätherin arbeitete, sonst keine Zeit in der Stadt umher zu laufen. Sie hatte auch nicht das Bedürfniß dazu, denn wenn sie bei Fräulein Mienchen und dem Herrn Pathen war, fühlte sie sich vollkommen glücklich und bedurfte keiner Zerstreuungen und Lustbarkeiten.

Die budlige alte Jungfer saß im Winter und bei schlechtem Wetter meistens in dem Zimmer rechts von der Hausthür. Da stand an dem zweiten Fenster ein Lehnstuhl, um dessen Rücken sich üppige Ranken von hellem und dunklem Epheu, fein blühender Kresse und Maurandia wanden. Da nähte sie oder las, und Anna saß vor ihr auf einem gestickten Tabouret, ebenfalls mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und hörte zu, was Fräulein Mienchen vorlas oder plauderte mit ihr nach Herzenslust und in höchster Unbefangenheit. Diese beiden im Außern und Innern gleich sehr verschiedenen Wesen hatten doch einen Punkt, in dem sie auf's Genaueste übereinstimmten, das

war ihre Liebe für den Bruder und Pathen. — Wenn der Ausdruck: Vergötterung in irgend einem Fall menschlicher Liebe und Zuneigung bezeichnend sein kann, so gewiß hier. Beide Herzen fühlten eine Art von anbetender Liebe zu dem alten Hausherrn und er schien ihnen schlechterdings der Inbegriff aller Vortrefflichkeit zu sein. — Das junge Mädchen, welches denn doch eher noch als die alte Dame mit andern Leuten in Berührung kam, hatte nur einen Hauptkummer und Verdruß, nämlich, daß in ihrer Gegenwart hie und da über die Eigenheiten des Landrichters gespöttelt wurde und daß man ihn einen seltsamen Kauz nannte.

Sie hatte darüber schon manchmal sich thätig geärgert, heute aber war sie sogar ganz verweint zu Fräulein Wienchen gekommen, und als sie ihr nun gegenüber saß, da war es wohl natürlich, daß die gütige Freundin sich über die geschwollenen Augen wunderte und theilnehmend fragte, was ihr passirt sei?

„Ach,“ sagte das junge Mädchen, „ich muß wohl weinen, Pathe, wenn ich sehe, wie die Menschen so häßlich und böse sind. Ich war heute früh bei Oberförsters drüben und brachte die Taschentücher für das Fräulein hin, die ich gesäumt und gestickt habe. Im Zimmer war der Herr Oberförster und der Bräutigam, und wie sie mich sahen, redeten sie erst 'was Französisches zusammen und dann sagte

der Herr Oberförster: „Nun, mein schönes Kind, was macht denn Dein Pathe und alter Verehrer, der Landrichter?“ — Ich wollte eben etwas antworten und machte schon meinen Knix dazu, da lachte der Bräutigam und sprach: „Ach, der Landrichter ist der Verehrer des hübschen Mädchens hier? In der That, der Geschmack des alten Narren ist in der Beziehung nicht so übel; ich glaubte, er verehere nur, wie die alten Ägypter, Katzen und Aukifeln.“ — Dann lachten die Beiden wieder zusammen und redeten 'was Französisches, ich aber war so geärgert, daß ich ganz vergaß, wen ich vor mir hatte, ich machte meinen Knix und sagte: „Ich habe unter uns bürgerlichen Leuten immer gehört, daß Kinder über die Weisheit und Güte lachen, die sie nicht verstehen; aber das muß doch unter den Vornehmen anders sein, denn da lachen die Alten darüber. Nichts für ungut, meine Herren!“ Und dann ging ich, aber ich konnte mich nicht beruhigen. Ich dachte daran, wie der Pathe Mildner, der beste Mensch auf der Welt, immer hinter seinem Rücken ausgespottet und ausgelacht wird, während er doch Jedermann Gutes und Liebes erzeigt. Er liebt nicht Wein, nicht Kartenspiel, er macht nicht Geschäfte mit anderer Leute Frauen. Da macht man ihn schlecht, weil er eine schöne Blume und ein unschuldiges Thierchen liebt. O, ich hätte dem alten Trunkenbold, dem Oberförster, und dem lieberlichen Lieutenant, seinem Schwiegersohn, der jeder Schürze

nachläuft, schon sagen wollen, was sie lieben, wenn ich mich nicht geschämt hätte.“ —

„Nun, nun,“ entgegnete gutmüthig Fräulein Mienchen, „beruhige Dich darüber, mein Kind. Leute, die, wie der Bruder und ich, so einsam und bloß nach ihren eigenen Neigungen leben, die werden leicht etwas wunderbarlich und geben mancherlei Veranlassung zu Spott und Gelächter. — Ein wunderlicher Kauz ist er auch schon, mein guter lieber Anton, und das hat seine Ursache in der Erziehung. Ja, das kannst Du glauben, mein Kind, die erste, früheste Lebenszeit macht den Menschen zu dem, was er wird. Wir haben einen so strengen Vater gehabt, der in allen Stücken nur seinem eigenen Willen folgte, und der arme Anton, als der älteste von uns, hatte es gerade am aller schlimmsten.“

Sie sah eine Weile vor sich nieder und ließ die Näherei auf ihrem Knie ruhen, dann richtete sie die sanften Augen von neuem auf das Mädchen, das aufmerksam an ihren Lippen hing, und fuhr fort: „Ja, ja, mein Kind, ein Jeder hat sein Leiden gehabt in der Welt. Mein guter Bruder liebte von Kind auf die Natur. Er mochte sich mit nichts lieber beschäftigen als mit den Sternen am Himmel und den Blumen auf der Erde. Ich war die jüngste seiner Geschwister und wir liebten uns über alle Maßen. Mich lehrte er früh die Größe und Pracht und Erhabenheit des Weltganzen und die Schönheit, Zweck-

mäßigkeit und Vollkommenheit jedes Einzelnen, auch des kleinsten Theils der Schöpfung kennen. Er wäre so gern Naturforscher geworden und hätte den ganzen Erdball bereist, um Gott auf allen Wegen zu suchen, — aber das ging nicht, denn wir waren nicht reich. Er hätte Gärtner werden und die Allmacht des Herrn in seinen kleinsten Werken ergründen mögen, — aber das ging wieder nicht, denn der Vater wollte einen gelehrten Sohn haben. Er wäre gern Astronom geworden, um in der unendlichen Größe des Weltalls die unendliche Größe des Schöpfers zu ehren, — aber das ging eben auch nicht; ein Astronom findet schwer sein Brod. Er mußte Jura studiren. — Ich weiß noch gar wohl, daß der Vater den armen Jungen, als er schon vierzehn Jahre und Tertianer war, auf einen ganzen Sonntag in den Keller sperrte, weil er ihn bei einem lateinischen Buche eingeschlafen fand. Ach, das war ein schrecklicher Tag für mich! Ich weinte ohne Aufhören und endlich erinnerte ich mich, daß man in den Keller auch durch eine Thür im Hof kommen konnte, zu der der Schlüssel beständig im Entree hing. Die Eltern waren in der Kirche, die andern Geschwister spielten oder lasen oder waren mitgegangen. So schlich ich mich in den Keller. Es war im August und draußen eine schwebende Hitze. Im Keller aber war's wunderbar kühl und angenehm, und da saß er, mein guter Bruder Anton, und sein Gesicht war ganz ver-

klärt. „Sieh, Mienchen, ein Wunder!“ sagte er zu mir und zeigte mir eine Kartoffel, die, am fernsten Ende des Kellers liegend, einen langen, langen Keim bis zu dem Fensterchen geschickt hatte. Dort, wo ihn Gottes Sonne beschien und die liebe frische Luft anwehte, hatte er Blätterchen getrieben vom zartesten, durchsichtigsten Grün. — „Siehst Du,“ sagte er, „es kämpft sich Alles zum Licht empor, und die Natur selbst legte in das geringste ihrer Geschöpfe die Kraft, sich das Plätzchen zu suchen, wo es Sonnenschein findet. Sollte ich da verzagen? Ich werde auch einmal die Gelegenheit finden, mein inneres Leben zu entfalten!“ — Ach, liebe Tochter, ich habe viel tausendmal in spätern Jahren daran gedacht, daß ihm diese Gelegenheit nicht anders als jenem armen Keim geworden. Er studirte eine Wissenschaft, die ihm nicht zusagte. Er lebt an einem Ort, wo er fast gar keine Gelegenheit hat, sich durch Gespräch mit Menschen, die ihn würdigen können, zu erquickern, und das Mädchen, das er liebte, das starb, als er eben zu Brod kam. — Ja, und siehst Du, die lernte er eben durch ein weißes Rätzchen und eine braune Aukifel kennen.“

Anna öffnete ihre blauen Augen noch einmal so weit wie sonst und schaute mit aller möglichen Neugier die Sprecherin an, aber in demselben Augenblicke trat der Landrichter in's Zimmer, und Fräulein Mienchen schwieg also, gerade bei der interessantesten Stelle, wie das junge Mädchen meinte.

Zweites Capitel.

Worin Missa von einem Hunde beleidigt wird und die erste Veranlassung zur Erzählung von einer Studentenliebschaft giebt.

Der Landrichter legte die Mütze auf das kleine Tischchen neben der Thür, reichte seiner Schwester liebevoll die weiße, feine Hand und tätschelte Anna's Köpfschen, die ihn mit wahren Liebesblicken und heute mit doppeltem Interesse ansah. Denn wenn ein junges Mädchen daran erinnert wird, daß ein alter ihr besonders werther Freund auch einst jugendlich fühlte, so regt sich in ihrem Herzen neben der ehrfurchtsvollen Zuneigung, die sie für denselben hat, noch ein anderes Gefühl, das dem Mitleid verwandt ist, aber der Ehrerbietung keinen Abbruch thut.

Schwester Mienechen zog an der Klingelschnur, und das hübsche Dienstmädchen trat ein und fragte, wo die Herrschaft zu decken befehle? — „Es ist nach dem Regen wunderschön geworden,“ sagte der Landrichter, „und ich dünkte, wir äßen in der Weinlaube.“ — Beim Deffnen der

Thür war nun Misia wie gewöhnlich auf seidenen Schuhen in's Zimmer getreten, und kaum hatte sie den Hausherrn erblickt, als sie mit einer Gewandtheit, um welche die Taglioni und die Elsler sie hätten beneiden können, einen kleinen Salto mortale auf ihres Herrn Schulter ausführte. Dort stellte sie die vier Füßchen dicht neben einander, hob den Schwanz hoch empor, drückte den zierlichen dreieckigen Kopf an die Wange ihres Freundes und machte jene graziose, vollständig hofmännische Bewegung, die man ein Katzenbuckelchen nennt.

„Gut!“ sagte der Landrichter, „Du sollst mit in den Garten kommen, Misia, aber unter unsern gewöhnlichen Bedingungen. Sehe ich Dich auch nur einen Schmetterling mit begehrliehen Augen verfolgen, so trägt Dich Anna oder Dorothee sogleich in strengen Arrest in den Holzstall; dort magst Du Mäuse fangen, aber auf ein seidenes Kissen für die Nacht, auf gezuckerte Milch zum Frühstück und auf die Erlaubniß, morgen auf meiner Schulter zu schlafen, hast Du nicht zu rechnen.“ — Misia ging offenbar auf diese Bedingungen ein, denn sie legte den Schwanz um ihren Hals und sich selbst zusammengeringt auf die Schulter ihres Herrn, der nun mit der Schwester und Anna hinaus ging in den grünen, schattigen Garten.

In der Laube, die wir kennen, war der Tisch gedeckt. Drei Glaskhälchen mit saurer Milch, Butterbrod und

schöne Erdbeeren waren die Bestandtheile der Mahlzeit. Misia empfing auch Milch und lag Anfangs ruhig auf der Bank, schnurrte und schlummerte. Aber die laue Abendluft war ihr endlich doch zu verführerisch. Leise schlich sie sich aus der Laube und ging, den Kopf erhoben und mit den Augen spähend unter den großen Obstbäumen so leise einher, wie auch andere Geschöpfe auf unrechten Wegen zu wandeln pflegen. — Da gab es auf den Zweigen noch Vögel aller Art, da gab es Feldmäuschen, die unter den Sträuchern durchschlüpfen, und Käfer, die zwischen den Blättern surrten. Aber ach, es gab auch ein Geschöpf im Garten, dessen furchtbare Nähe die unglückliche Misia nicht ahnte, — einen großen, ungeschlachten Neufundländer nämlich, mit hängenden Ohren und aufrecht stehendem Schweif, der hinter seinem Herrn her vom Felde am Stromufer aus in den Garten getreten war, wo dieser gar keine Verzäunung hatte.

Der Herr des Neufundländers war ein großer, schlanker Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren. Sein braunes, lockiges Haar quoll unter einer eleganten Reiseumütze hervor und bedeckte mit seinen reichen Wellen zum Theil eine blendend weiße, hohe Stirn. Seine Augen lagen tief hinter dichten glänzenden Brauen, seine Nase, gerade wie ein Messerrücken, gab dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von Schärfe, der durch einen gewissen Zug um

den sehr kleinen Mund noch verstärkt wurde. Er trug eine graue Blouſe, Beinkleider von gleicher Farbe, Kamäſchen an den Füßen, die ſehr ſorgfältig geknüpft, ein höchſt wohlgeformtes Bein zeigten, und ſeine lederbraune Handschuhe.

Dieſer Herr, dem es jeder Einwohner von D. an der Naſe angeſehen hätte, daß er durchaus kein ächter Vollblut-Kleinſtädter ſei, war aus dem Gaſthof zur goldenen Traube, wo er vor zwei Stunden mit ſeinem Hunde angekommen, nachdem er gegessen, noch ſpazieren gegangen und hatte ſich zufällig hierher verirrt, wo das murmelnde Waſſer, die nickenden Baumwipfel und der leiſe flüſternde Abendwind ihn zu einer Ruhebank einzuladen ſchienen, die reizend genug am Flußufer unter einigen Erlen, unweit des Badehauſes ſtand. — Hier ſaß er und blickte mit ganz eigenen Gefühlen in das Abendroth, das ſeinen goldenen Mantel über die weite Gegend breitete. Mylord lag zu ſeinen Füßen und blickte auch in's Abendroth und mochte auch wohl ſeine eigenen Gefühle und Gedanken haben, doch waren ſie unbedingt von denen ſeines Herrn einigermäßen verſchieden.

Dieſer hatte die Arme übereinander geſchlagen und betrachtete die Lichteſſekte, welche der Sonnenuntergang hervorbrachte. Armselige Kugel, dachte er, die etwas, das außer ihr ſelbſt liegt, erſt zu dem macht, was ſie iſt, — armseliges Menſchengeſchlecht, das eines Mediums bedarf,

welches ihrem eigenen Wohnsitz nicht angehört, um die Eigenschaften und Produkte desselben erkennen zu können, — armseliges Leben, das nichts in sich selbst hat, das erleuchtet, erwärmt, das das Gefühl des Glücks in der eigenen Brust hervorbringt! — Was ist Schönheit? Ein Lichtstrahl, der so oder so auffällt auf eine Masse, die ohne ihn finster und todt wäre! — Was ist Liebe? Ein Lichtstrahl, der von dem Auge eines Weibes reflektirt wird! Was Tugend? — „He, Mylord, Mylord!“ rief er auf-fahrend, „o weh, das wird eine schlechte Geschichte werden! Da hat das Thier schon wieder eine Rage gewittert und wird sie unfehlbar würgen, wenn ich mich nicht dazwischen werfe.“ Und alle weiteren Gedanken vergessend, eilte der junge Fremde durch die Gänge dem Hunde nach, mit einer Eile, die sich erst mäßigte, als er hinter demselben in die Laube stürzte, wo eben die von Mylord verfolgte Misia, mit gesträubtem Pelz und sprühenden Augen auf des Landrichters Schulter sprang.

Mylord, ein sonst sehr wohlzogener Hund, kniff, als er das sah, den Schwanz ein und stieß ein kurzes klägliches Geheul aus, vielleicht eine Entschuldigung wegen des Irrthums, der ihn verleitet hatte, Misia für eine gemeine Straßenthore zu halten. Diese antwortete ihm durch ein vernehmliches und triumphirendes Phuhstern. Der Fremde aber zog die Mütze und bat mit einiger

Verlegenheit um Entschuldigung wegen seines plötzlichen Erscheinens.

„Nun, mein Herr,“ entgegnete der Landrichter mit seinem gewöhnlichen milden Lächeln, „Sie haben nicht nöthig sich zu entschuldigen, Ihre gute Absicht, die Kleine hier vor Ihrem Hunde zu beschützen, fällt in die Augen und verpflichtet mich zur Dankbarkeit. Mein Garten ist überdies offen. Der sicherste Beweis, daß Sie sich keine Indiscretion zu Schulden kommen ließen, ist der, daß Sie hier stehen, ohne durch irgend eine Thür gekommen zu sein. Sie sind ein Fremder, unser Städtchen hat wenig schönere Punkte als die Ihnen mein Garten bietet, und es sollte mich herzlich freuen, wenn Sie Vergnügen fänden, alle mit Muße und so oft es Ihnen gefällig ist, zu besuchen. Beliebt Ihnen Platz zu nehmen?“ — Wahrscheinlich würde der Fremde die herzliche Einladung des Landrichters mit einem höflichen Danke abgelehnt haben. Es befand sich indeß ein Gegenstand in der Laube, der das Interesse des Weitgereisten viel lebhafter in Anspruch nahm, als die schönste Gegend der Mark, die immer doch nur eine märkische Gegend blieb, — das wunderschöne Mädchen nämlich, das erröthend aufstand und als wäre sie eine Tochter vom Hause, einen Gartenstuhl zum Gebrauch des Fremden hinschob, so daß der darauf Sitzende die volle Aussicht in die vom erblaffenden Scheine des Abendroths beleuchtete Ferne behielt.

Anna Beermann, unzweifelhaft das schönste Mädchen in D., hätte aber auch wahrscheinlich in Paris, Wien, Neapel, Rom und Stockholm das Prädikat verdient, und da der Fremde ein Kenner und trotz seiner eigenthümlichen Philosophie ein großer Bewunderer weiblicher Schönheit war, so nahm er mit einer artigen Verbeugung die Einladung des Hausherrn an, verwies mit einem Blick den leise knurrenden Mylord zur Ruhe und saß bald im Kreise der kleinen Familie.

Der Landrichter streichelte Mistia's gestäubtes Fell, bis sich ihre Aufregung trotz der Nähe des Todfeindes, der am Eingang der Laube lag, milberte. „Siehst Du, Mistia,“ sagte er dann lächelnd, „Du trägst die Strafe Deiner eigenen Sünden, Du wolltest jagen und wurdest selbst gejagt, das ist sehr oft der Lauf der Welt.“ — Der Fremde wollte noch einmal die Unart seines Hundes entschuldigen, Mildner aber unterbrach ihn mit höchster Freundlichkeit und meinte: „Lassen Sie das nur gut sein, junger Mann, es ist ja möglich, daß wir Beide uns noch der Vermittelung dieser beiden, wie man sagt, unvernünftigen Thiere freuen. Ich wenigstens danke hier der kleinen Dame im weißen Atlaskleide mehr als eine angenehme Bekanntschaft und freue mich jetzt schon aufrichtig und herzlich über die Ihrige. Wenn Sie sich längere Zeit hier aufhalten sollten, so wird Ihnen vielleicht der Eintritt in des Landrichter Mildner's

Garten auch recht lieb werden, und wenn die Dauer Ihres Aufenthaltes nur kurz ist, so treffen wir uns vielleicht an andern Orten wieder, wo die bereits gemachte Bekanntschaft uns von Nutzen sein kann.“ —

Der Fremde verneigte sich, er wußte nicht recht, was er auf diese einfachen und herzlichen Worte erwidern sollte. War ihm doch auf allen seinen weiten Reisen eine derartige Aufnahme nicht zu theil geworden. „Ich denke hier einige Wochen zu verweilen,“ sprach er endlich, „und werde mich glücklich schätzen, von Ihrer Güte umfassenden Gebrauch zu machen. Ich beabsichtige die Hochzeit meines Freundes, des Barons von Wellfeld, feiern zu helfen, und bin eigens zu diesem Zweck von Paris hierhergekommen, mein Name ist Alfred S.“ — Obgleich es bereits zu dunkeln begann, hatte der junge Mann doch die Genugthuung, bei diesem Worte zu sehen, daß eine heiße Röthe über die Wangen des schönen Mädchens flog, während der Landrichter lebhaft fragte: „Alfred S., ein Namensvetter, vielleicht ein Verwandter des liebenswürdigsten Dichters unsrer Tage?“ — „Ich weiß nicht,“ entgegnete der Andere, „ob es noch irgend einen deutschen Dichter giebt, der meinen Namen führt, wenn Sie aber schmeichelhafter Weise den Dichter der „Sommerfäden“ meinen sollten, so bin ich es selbst.“ —

Der Landrichter streichelte von neuem den Rücken seiner Raze und sagte: „Ei, Misia, es ist schon nicht anders,

Du bist und bleibst die Vermittlerin zwischen mir, dem ungeschickten Einsiedler, und den hübschesten und besten Leuten auf der Welt. Ja, mein werther Herr, ich meinte den Dichter der Sommerfäden, und hätte schwerlich, als ich vor einer Stunde bei meinem Spaziergang mich Ihrer Poesien erfreute, gehofft, den Mann kennen zu lernen, dem ich schon so manche glückliche Stunde verdanke.“ — Auch Fräulein Mienschen sagte jetzt einige liebevolle Worte zu dem Fremden, der Landrichter flüsterte ein wenig mit der schönen Anna, die das Schlüsselförbchen an den Arm nahm und in die Dunkelheit des Abends verschwand. Nach wenigen Minuten aber kehrte sie mit einer Flasche Wein und Gläsern zurück, gefolgt von Dorotheen, die zwei Windlichter trug und auf den Steintisch in der Laube setzte.

Es war längst Mitternacht vorüber, als Alfred von dem Landrichter geleitet und von Mylord gefolgt, der seine Feindschaft gegen Missa aufgegeben zu haben schien, aus der Hausthür unter die hohen Linden trat, und nachdem er in die rechte Richtung zur goldenen Traube gewiesen war, sich mit der Bitte, bald wieder kommen zu dürfen, von seinem freundlichen Wirth beurlaubte und ihm die besten Empfehlungen an die Damen auftrug. —

Schon am folgenden Tage, zur Visitenstunde, kam er wieder, fand aber nur Fräulein Mienschen anwesend. Anna war bei ihrem Vater, der Landrichter in seinen Dienstge-

schäften. „Abends treffen Sie meinen Bruder immer, Herr Alfred,“ sagte das verwachsene Mädchen, und von da ab war der Fremde wenigstens jeden dritten Abend im Garten des Landrichters und saß mit ihm, seiner Schwester und der schönen Nachbarstochter in heiterem und unbefangenen Gespräch, während Mylord und Missa erst Bekanntschaft, dann anscheinend Freundschaft schlossen und mancherlei Possen mit einander trieben. — Die Zeit, welche der junge Fremde nicht in der Gesellschaft des Landrichters zubrachte, gehörte mit Fug und Recht der Familie, die er eigentlich aufzusuchen beabsichtigt hatte, der Familie des Herrn Oberförsters von Böls.

Es giebt auf dem Lande Häuser, die täuschend aussehen, als wären sie nur zu einer Promenade vor's Thor gegangen. So giebt es auch in kleinern Städten Familien, die nur für kurze Zeit die Residenz verlassen zu haben scheinen. — Wer das Haus des Oberförsters von Böls betrat, glaubte sicher nicht sich unter Kleinstädtern zu befinden. — Fräulein von Böls war in der Residenz erzogen, hatte jedes Jahr ihres Lebens den Winter in derselben zugebracht und war jetzt im Begriff sich dorthin zu verheirathen. — Ihr Verlobter, Baron von Wellfeld, gehörte einer der vornehmsten aber verarmten Familien Schlesiens an, und verbesserte durch seine Verheirathung mit der sehr reichen Amöne von Böls nach dem alten

Spruchwort seine Güter, da er durch dieselbe in Stand gesetzt wurde, seine Schulden zu bezahlen.

Die schöne Amöne von Böls hatte fürstliches Blut in den Adern. Der Oberförster flüsterte das nicht selten seinen Bekannten und zwar mit wohlgefälligem Lächeln zu. Ihre Großmutter war eine Tochter des alten Fürsten von B. gewesen. Amöne war eines der reichsten Mädchen im Lande, da sie zwei unverheirathete Onkel, die an der Cholera gestorben waren, schon als Kind beerbt hatte. Zudem war sie das einzige Kind ihres Vaters, der ebenfalls ein ansehnliches Vermögen besaß. Seit Jahren stand sie der bedeutenden Haushaltung ihres Vaters mit umsichtiger Klugheit vor. Sie hatte glänzende Partien ausgeschlagen, man erzählte sogar, daß einer der Prinzen von R. fruchtlos um sie geworben.

Sie mochte fünfundzwanzig Jahre alt sein, eine schlanke Blondine mit ausnehmend reinem und frischem Teint. Sie wäre eine Schönheit ersten Ranges gewesen, wenn nicht der blöde Blick höchster Kurzsichtigkeit sie auf eine ziemlich merkbare Weise entstellt hätte. Auch jetzt noch war sie eine Erscheinung, die nicht ihrer 100,000 Thaler bedurfte, um zu gefallen. Ihre Wahl war auf den mittellosen Offizier gefallen, und der Oberförster hatte auch dazu, wie zu allem, was sein einziges Kind that, Ja und Amen gesagt.

Herr von Wellheim war schon seit längerer Zeit zum Besuch bei seinem künftigen Schwiegervater. Da aber Amöne außer einer alten tauben Tante keine Ehrenwächterin hatte, so logirte der Bräutigam in dem Häuschen des Apothekers, nicht zu fern von der Oberförsterei, und Alfred S., einer seiner nächsten Bekannten, blieb in der goldenen Traube.

Alfred hatte bei seinem Aufenthalt in dem abgelegenen Landstädtchen noch einen Zweck außer der Hochzeit im Hause des Oberförsters. Er wollte sein Trauerspiel „Der falsche Waldemar,“ ungestört vom Geräusch der großen Welt und in einer Gegend beenden, die zum Theil der Schauplatz der geschichtlichen Begebenheiten jenes Stückes gewesen. Er fand es für seine Arbeit ganz ersprießlich, daß der Kuhhirt, der in der Frühe des Sommermorgens durch die Straßen zog, ihn erweckte. Die Hausmagd brachte ihm den Kaffee, wenn er es wünschte, und mit einer Cigarre im Munde förderte er mit frischem, regem Geiste sein Werk hier zu einer Stunde, die in der Residenz noch dem tiefen Schlaf angehört. Nun sah er wirklich die Perlen des Thaus an den Grasspitzen glänzen, sah wirklich die ländlichen Arbeiten des Ackerbürgers. Es war ein ganz neues Blatt des menschlichen Daseins, das der junge Mann aufschlug, und für ihn nicht ohne Interesse, zumal sich noch ein andres Interesse dazu gesellte, —

das an dem schönen Mädchen, welches er im Hause des Landrichters kennen gelernt.

Ja, sie war schön die holte Anna, schön wie ein Morgentraum, wie ein guter Gedanke, schön wie nur Unschuld und Harmlosigkeit der Jugend machen können. — Schwerlich kann die Residenz ein Bürgermädchen erziehen, wie es das Landstädtchen wohl noch zuweilen hervorbringt, — Die Residenz begünstigt frühe Liebeleien, eröffnet auch den ärmsten Mädchen mancherlei Kunstgenüsse, die Sinne und Phantasie reizen, und schließt sie vom Umgang mit der Natur aus, der Leib und Seele des Menschen gesund erhält. Anna Beermann aber war im Hause des Landrichters Mildner erzogen, sie besaß die Grazie der Natürlichkeit und hatte zwar nicht den Bildungsanflug, den Theater und Romanlektüre den Residenzstädterinnen geben, aber sie hatte viel Gutes mit ihrer freundlichen Pathe gelesen und in ihrer Gesellschaft gelernt nachzudenken und verständig zu sprechen.

„Das Mädchen ist hinreißend,“ hatte Alfred schon nach achttägiger Bekanntschaft zu dem Baron Wellfeld gesagt, und lachend hatte dieser erwidert: „Ich zweifle auch gar nicht, daß Du Dich hinreißen lassen wirst.“ — Dazu war nun der junge berühmte Mann auch von ganzem Herzen geneigt. Welcher berühmte Mann hätte

seit Göthe's Beispiel schon an seiner Befugniß gezweifelt, ein am Wege stehendes Kösschen zu pflücken? —

Es war nur etwas Eigenthümliches bei dieser kleinen Episode in dem Leben des Dichters. In Anna's Gegenwart umging es ihn wie eine Art geistigen Rebels; alle seine Verhältnisse, Gefühle, all seine Ansichten änderten sich, wenn er mit dem kindlichen Bürgermädchen sprach, wie sich jene Bilder ändern, wo der Wechsel der Beleuchtung aus der Winterlandschaft eine im schönsten Sommerschmuck prangende hervorbringt.

Alfred sah das schöne Mädchen immer nur in Gesellschaft von Mienchen oder von dem Landrichter Mildner. Da war sie die heitre, hülfreiche, liebevolle Tochter des Hauses, und selbst der ärgste Verleumder hätte nicht gewagt, ihr Verhältniß zu dem Hausherrn einer Unlauterkeit zu verdächtigen.

Dieser Mann mit dem einfältigen Herzen und dem hellen Geist stand unter den Männern seiner Zeit und namentlich neben dem jungen geistreichen weltgewiegten Dichter wie ein Wesen da, das einem ganz andern Weltkörper angehörte. Wie viel klüger und geistreicher Alfred auch sein mochte, wie viel Erfahrungen der gewandte Jüngling auch vor dem einfältigen Greise voraus hatte, manchmal überkam den Weltmann im Gespräch mit dem Kleinstädter eine Art von Schamgefühl, ähnlich dem, das man wohl

empfindet, wenn man sich mit unsauberer Kleidung in einer reinlichen Gesellschaft sieht. — Der alte Mildner und seine alte Schwester hatten eine Art von ehrerbietiger Liebe für den schönen Jüngling gefaßt. Er war ein Dichter, einer der Gesegneten des Herrn, die aus der Hand Gottes unmittelbar den höchsten Schatz des Erdendaseins empfangen! Diese beiden harmlosen Seelen wähten, daß der Altarwein der Poesie nicht in einer schmutzigen Traube reifen könne. Das war's, was so eigenthümlich beschämend auf die Seele Alfred's wirkte, was in gewissen Stunden stechende Schmerzen in seine Brust, in andern dagegen ein leichtes Lächeln über die Einfalt seiner neuen Freunde auf seine Wange rief.

Fräulein Amöne von Böls beschäftigte sich auch gern und häufig mit Poesie. Die Bekanntschaft mit den Dichtern der eignen Muttersprache gehört zur Bildung einer Dame von Welt. Sie kannte daher auch Alfred's Dichtungen genau, hielt es für angenehm, ihn persönlich kennen zu lernen und scherzte oft mit ihm über die Kindlichkeit und Zartheit der Gefühle in seinen Büchern, bei seiner seltenen Weltgewandtheit im wirklichen Leben. —

„Ich bin auch nicht der Alfred, durch dessen Herz die Sommerfäden ihren leichten Weg zum Licht fanden,“ entgegnete er ihr einst bei einem solchen Scherz mit Lächeln. „Dieser schläft einen magnetischen Schlaf, während ich mich

in der Gesellschaft bewege, und erwacht erst, meistens weinend, wenn das Ich, das Sie, mein Fräulein, kennen, abgespannt und verdrießlich fern von Ihnen zusammensinkt.“ — „So wacht der Dichter wohl häufig in der Gesellschaft unfres alten Landrichters?“ bemerkte Amöne neckend. — „In der That,“ sagte Alfred, „im Kreise dieser Menschen legt man den Weltmann ab und wird ein Kind mit Kindern. Wildner ist ein Kind von zweiundsechzig Jahren.“ — „Aber, was in aller Welt sprechen Sie, liebster Alfred, der Weitgereiste, der Hochberühmte, denn so eigentlich mit diesen Leuten, deren Gesichtskreis der beschränkteste ist, den man sich denken kann? Meine hübsche kleine Nähterin, auch eine der vielen Pathen des Landrichters, verrieth mir neulich auf sehr komische Weise, daß sie oft dort mit Ihnen zusammen sei. Sie sagte nämlich im Laufe unsers Geplauders: „O, gnädiges Fräulein, ich hätte in früheren Zeiten es nie für möglich gehalten, daß ein Dichter so schlicht und einfach, so ganz nur wie jeder andre gute Mensch sei. Seit ich Herrn Alfred kenne, glaube ich auch, daß König und Königin eben nicht andere Menschen sind, als unser Eines.““ — Alfred erröthete. Amöne bemerkte es nicht und setzte nach einem augenblicklichen Schweigen hinzu: „Aber was sprechen Sie eigentlich mit diesen Menschen, bester Alfred?“

„Werden Sie es für möglich und natürlich halten,

wenn ich Ihnen entgegen: ich spreche selbst wenig, ich höre meistens zu?" versetzte er lächelnd. „Mildner spricht gern, spricht lebhaft und ohne Prätensionen und erzählt oft Abende lang von seiner und seiner Schwester Vergangenheit, von seiner Erziehung, seiner einfachen und beschränkten Kindheit und Jugend, von seinem sehr ernstern und strengen Vater, seiner stillen kränklichen Mutter. Ja, heute Abend bin ich sogar förmlich eingeladen auf eine Erzählung, und zwar auf die Geschichte seiner einzigen Liebe.“ —

Amöne lachte hell auf: „Landrichter Mildner's Liebe! Ha, ha, bester Alfred, das muß wahrhaftig komisch sein! Wie um's Himmels willen ist er nur mit Ihnen so bekannt geworden?“ — „Die Mittelspersonen zwischen uns,“ entgegnete er, „waren mein Mylord und seine Kaze, und die Kaze ist es auch, der ich die heutige Abendunterhaltung verdanke, denn eine Urahnin derselben spielt eine Rolle in Mildner's Geschichte.“ — „Ah so! — Da werden Sie uns denn heute nicht hinüber nach Braunau zum Grafen Brand begleiten?“ —

„Nein, ich danke ergebenst. Ich bin ein Mann von Wort und höre heute Abend die Geschichte von der weisen Kaze.“ —

Drittes Capitel.

Worin der Landrichter Mildner seine Liebesgeschichte wirklich erzählt, und was sich darauf mit Mylord und Missa zugetragen hat.

Am Abend nach diesem Gespräch saß der kleine Menschenkreis nicht wie sonst, meistens in der Weinlaube, sondern in Fräulein Mienschen's Zimmer neben dem Kamin, in welchem ein helles lustiges Holzfeuer knisterte. — Es war zu Ende August. Der Bartholomäustag, an dem dort in der Gegend die Jagden beginnen, war schon vor einigen Tagen gewesen und von Seiten des Oberförsters durch ein großes Jagen gefeiert worden, das lustig mit Hörnerschall und Hussahrufen über die Stoppelfelder getobt hatte, zum Schreck und Leid unzähliger Hasen, die ihr junges Leben dabei eingebüßt. — Nach einem solchen Jagdtage pflegte der Oberförster seinen Bekannten einige Braten zu senden; auch der Landrichter hatte einen Hasen erhalten, und da das Wetter plötzlich umgeschlagen, kalt und regnerisch geworden war, so wollte man, wie Mildner sagte, einen Winterabend improvisiren.

Den Landrichter in seiner kleinen reizenden Häuslichkeit als Wirth zu sehen, war recht eigentlich ein Vergnügen. Die hellen Augen des alten Mannes leuchteten in aufrichtigster Lust und Freude, wenn er die verschiedenen kleinen Geschäfte verrichtete, welche seine Würde ihm auferlegte. Da stand er, ein schlanker Mann mit weißem Haar und mischte den Punsch, der die hübsche Glasbowlle füllte, und kostete ihn und war dabei ein Lächeln über und über. Er selbst sah nach dem mit vier Couverts gedeckten Tisch und rieb sich fröhlich die Hände, als er der Vollständigkeit desselben nichts hinzu zu setzen wußte, als einen wunderbar schönen Blumenstrauß in einer hübschen Vase, den er schon Mittags selbst geordnet und dessen Effect im Schein der Kerzen er nun von allen Seiten prüfend betrachtete. Das lustige Flackern des Kaminsfeuers hatte nicht so viel Herz erfreuendes für den Beschauer wie das Treiben des Hausherrn bei dem Geschäfte der Bewirthung.

Man setzte sich zu Tisch, man sprang und die Gläser klangen. — „Nicht unter der Zahl der Grazien, nicht über der Zahl der Musen,“ sagte der Landrichter, indem er mit seinem harmlos lächelnden Blick über den kleinen Kreis hinglitt. „So ist es recht! Welches Glück gewährt doch dem Menschen die Geselligkeit. Wohl dem, der einen heimischen Herd hat, dessen Flamme eine liebevolle Hand für ihn schürt, damit sie auch einem lieben und verehrten Gast

hell leuchte, der später vielleicht von den Höhen des Lebens sich freundlich an ihre Blutwärme erinnert!“ Der Alte hatte bei diesen Worten seiner Schwester liebevoll die Hand gereicht und blickte mit dem Ausdruck väterlichen Wohlwollens und aufrichtiger Verehrung auf den Jüngling. Er sah so kindlich gut dabei aus, trotz der Falten im Gesicht, trotz der Silberhaare, und so vollkommen glücklich, wie nur ein Kinderherz es sein kann.

Was mochte es nur sein, das auch das Herz Alfred's wie von Glück schwellen ließ? Ist das Gefühl zufriedener Harmlosigkeit ansteckend, wie Lachen und Gähnen? Fast schien es so! Fast schien es, als sei das Punschglas, das der Dichter lächelnd an seine Lippen setzte, gefüllt bis zum Rande aus Lethe's Wellen.

Wie Träume zerflatterten im Herzen des Jünglings die Bestrebungen eines rastlosen Ehrgeizes. Es erbleichten die Erinnerungen üppiger Leidenschaften, Haß und Groll zerrann in leise Wehmuth, und als das Mahl beendet, als der Sessel an den Kamin geschoben, als alle Gläser noch einmal gefüllt waren, da saß er, wie ein Sohn dem Vater, seinem alten Wirth gegenüber, der mit einem Nicken um die Lippen, das wohl auch der Wehmuth angehörte, seine einfache Erzählung begann.

„Königsberg ist eine alte wunderliche Stadt. Die Straßen laufen Berg auf, Berg ab und nöthigen einen

armen Studenten ebenso zu laufen. Die alten Häuser sind rauchig, dunkel und zugig, und in der Löbenichtschen Langgasse, wo ein Brauhaus neben dem andern steht und das berühmte Bier gebraut wird, das Kant, Hippel und Hoffmann so gern tranken, kann man vom Himmel zwar nur einige Quadratschuh, dagegen die Fenster seiner Nachbarn und alles, was dahinter vorgeht, in ganzer Größe sehen. Da wohnte ich nun. Die Wohnung war billig und freundlich machte ich sie mir bald. Gott hat dafür gesorgt, daß auch die Armen ihren Luxus haben können. Gold, Perlen, Marmor und Edelsteine sind das Eigenthum der Reichen. Der Kaiser von Rußland hat einen Saal mit Wänden von Lapis lazuli. Sehr schön und prächtig! Aber wenn die Schlösser der Großen dieser Welt in Trümmer zerfallen, wenn der Marmor zu Schutt verwittert und die künstlichen Verzierungen zu Staub werden, kommt die geschäftige Natur und zieht Epheuranken um die Trümmerhaufen und schmückt sie statt der Vergoldung mit Blumen. — Es bedarf nur einer Handvoll Erde in einem Scherben, und Blumen erblühen, blau, roth und golden und prächtig strahlend, wie Edelsteine, nur vergänglich, aber auch leicht zu erneuern. Die Vergänglichkeit der Blume ist vielleicht nur eine Schönheit mehr an ihr.

„Mein Stübchen im Löbenicht war ein Garten. Die weißen Wände mit Epheu überrankt, der vergnüglich in

großen Thonvasen wuchs, welche auf kunstlosen Konsolen von ungeschälten Birkenstämmen standen, die ich mir selbst schnitzelte. Dank meinen beschränkten Mitteln wohnte ich hoch genug, um alle Tage den lieben Sonnenschein in meinen vier Wänden begrüßen zu können, wenn nicht Wolken ihn abhielten. — Das obere Stockwerk mir gegenüber — es war eine Mansarde — hatte, so schien mir's, keinen andern Bewohner als ein schneeweißes Käzchen, das viele Stunden am Tage neben einem Rosenstöckchen auf dem Fensterbrett lag. Abends freilich sah ich hinter dicht zugezogenen Vorhängen Licht schimmern bis tief in die Nacht hinein, ja manchmal die ganze lange Nacht hindurch, aber ich wohnte wohl schon ein Jahr dort und hatte noch niemals ein menschliches Wesen am Fenster der Mansarde erblickt.

„Es war eben Winter und so ein recht unverschämtes Wetter, nicht Reif, noch Schnee, noch Regen, von allem aber ein wenig, das Unangenehmste von jedem. Ich hatte dem Winter und Wetter zum Trotz an meinen beiden Fenstern prächtige Blumen, besonders ein paar Aurikeln, braun wie Kinderaugen, die waren mein Stolz und meine Freude, und so stand ich und betrachtete sie und sah dann einmal hinüber nach dem Nachbafenster. Da lag wohl das Käzchen wie sonst, aber ein hübsches junges Mädchen stand dabei und streichelte das Thierchen und sah so eifrig zu

mir herüber, daß ich erschrocken mich höflich grüßend verbeugte. Sie dankte, öffnete das Fenster, und ich sah deutlich, daß sie mir winkte. — Du mein Gott! ich machte mein Fenster nun auch auf, die Straße ist so schmal an der Stelle, daß man seine Stimme nicht zu erheben braucht, um mit dem vis-à-vis zu sprechen. „Herr Studiosus Mildner,“ sagte die jugendliche Nachbarin und erröthete dabei über und über, „wollen Sie meine franke, sterbende Schwester erfreuen, so schenken Sie ihr eine der schönen Aurikeln.“ — Ich nahm die Blumentöpfe in den Arm und lief ohne Mühe meine vier Treppen hinab und die ihrigen hinauf. Ich klopfte an die Thüre, welche mir die richtige schien, und trat in ein kleines Stübchen, ärmlich aber sauber gehalten. Da saß auf einem ledernen Lehnstuhl ein kleiner alter Mann und las. Er hob nicht den Kopf als ich eintrat, er war stocktaub. Im nächsten Zimmerchen, dessen Thür sich jetzt öffnete, stand meine junge Nachbarin, und grüßte mich erröthend und mit vieler Herzlichkeit. Sie mochte siebzehn Jahre alt sein und sah aus wie jene zarten Rosen, die man Rose de dames nennt. Sie trug ein Kleid von grünem Wollenstoff, ihr blondes Haar war glatt gescheitelt, auf der Schulter saß ihr nun die Krage, und wie ich ihr die Blumen hinreichte, sah sie mich mit freundlicher Dankbarkeit an. —

„Das war mein erster Eintritt in das Glück, denn

die Liebe unserer Jugend ist das eigentliche Glück dieses Erden-daseins. — Der alte Herr, der Vater Anna's und ihrer kranken Schwester, ward von ihr auf meine Anwesenheit aufmerksam gemacht. Er dankte mir auch für die Blumen, die des schwindsüchtigen Mädchens höchster Wunsch gewesen waren, nöthigte mich zu Sigen und bat mich wieder zu kommen, als ich endlich ging. — Es war Winter zur Zeit, das Christfest mit seinen Ferien war nicht mehr fern. Für mich aber begann der Mai des Lebens und meine Sonne schien am hellsten in den beiden Giebelzimmern des Nachbarhauses. —

„Ich habe oft und oft darüber nachgedacht, wie viel die meisten Menschen bedürfen, um vergnüglich und zufrieden zu sein. Schöne Kleider und kostbare Geräthe, große Gesellschaften, feine Speisen, geistige Anregungen, Theater und Konzert — wie mancher hat das alles und ist doch nicht eine Minute froh. Wir hatten nichts davon und besaßen doch das schönste Glück der Erde, oder soll ich sagen ein himmlisches Glück, denn Liebe und Sonnenschein — beide gehören nur halb der Erde an, sie stammen aus einer andern Welt, die schöner ist, lichter und reicher als unser kleiner Stern.

„Anna's Vater war Organist an der Tragheim'schen Kirche gewesen, ein Musiker von Ruf, ein berühmter Orgelspieler. Er hatte seine Frau früh verloren und zwei

Töchter waren ihr in wenigen Jahren gefolgt. Die dritte lag jetzt schon seit längerer Zeit an der Abzehrung darnieder und ihr Tod war gewiß. Der alte Mann war in Folge einer schweren Erkältung erst harthörig, dann stocktaub geworden und lebte nun, da er sein Amt aufgeben mußte, von einer kleinen Pension und dem Ertrag seiner Arbeiten als Notenschreiber. Anna half ihm dabei, führte ihre kleine Wirthschaft, pflegte ihre dem Grabe zusinkende Schwester, nähte und schaffte früh und spät und spät und früh und war immer gleich sanft, gleich heiter und mit ihrem Loose zufrieden. Sie kannte nichts von den Vergnügungen der großen Stadt. Ihr Leben war eine ununterbrochene Kette von Arbeiten und Sorgen, aber diese Arbeiten waren alle ohne Ausnahme Werke der Liebe, denn sie lebte nur in den Andern, wie sie nur für sie lebten. Der taube Musikus vergötterte sein jüngstes Mädchen, seine Stütze und Helferin, die kranke Schwester sah zu ihr auf, wie zu dem Engel ihres Lebens — und ich — nun ich hatte durch sie erst den Werth und die Bedeutung des Lebens kennen gelernt, und in dem Dachstübchen wohnten mit meiner Jugendliebe alle guten Engel. —

„Ich ward fleißig in meinen Studien, obgleich sie mich früher wenig angesprochen hatten, ich lernte die Kunst, jeden Pfennig zu Rathe zu halten, um etwas von meinen geringen Geldmitteln zu erübrigen, meiner Anna eine

Freude zu machen. Ich hatte Zeit zu allem und Geld zu sehr vielem, eben weil ich Zeit und Geld sparen lernte. Der alte Born, Anna's Vater, unterrichtete mich in der Musik. Das mag seltsam klingen, doch ist es wahr. Nur das äußere Gehör des alten Musikers war erloschen, in seiner Seele lebte noch eine Welt von Harmonieen, und er komponirte immer noch seelenvolle Melodieen, die zwar sein Ohr nicht mehr erreichten, aber die Herzen anderer mit Freude erfüllten.

„So verging meine Studentenzeit, ein kurzer, glückseliger Traum. Ich war ein tüchtiger Jurist geworden und ging nach Berlin zu meinem Staatsexamen. Zwei Jahre mußte ich dort als Referendarius arbeiten; Anna's Briefe kürzten sie mir. Während derselben war die kranke Schwester Magdalene gestorben, der Vater, der mich wie seinen rechten Sohn liebte, schrieb mir das. Der taube Musiker gehörte nur noch durch sein letztes geliebtestes Kind dieser für ihn verstummten Erde an. Seine Seele sehnte sich, die Harmonieen des Himmels zu hören, und alle seine Briefe an mich sprachen diese Sehnsucht aus. — Ich machte mein letztes Examen und erhielt den Landrichterposten hier in D. Nun sollte meine Hochzeit sein, ich ging hierher und miethete dies Haus und begann den Garten anzulegen, der damals ein wüster Hügel war, eine alte Schanze aus der Schwedenzeit, auf der aber einige herrliche Baum-

gruppen standen. — Meine jüngste Schwester rief ich gleich zu mir, sie half mir ordnen und einrichten, hier sollte die junge Frau wohnen, dort der greise Vater, dicht daneben Dienchen, die seine Pfllege übernehmen wollte. —

„Anna schrieb mir wöchentlich, ihre Briefe waren voll unsäglicher Liebe; ach, sie waren die Ergüsse ihres treuen Herzens. Auch der Vater schrieb, seltsame, lange, traurige Briefe, Briefe, die mir das Herz in der Brust erbeben ließen, ich wußte nicht, warum. Ich ward aufgebeten, ich machte mich auf die Reise, meine Schwester blieb zurück, das Haus auszusmücken zum Empfang der jungen Gattin. — Ich kam nach Königsberg. Es war Mai und die Welt ganz golden von Sonnenschein und Liebesglück. Und so ging ich, nachdem ich im Gasthose mich umgekleidet, nach der Löbenichtschcn Länggasse und trat in das kleine Haus. —

„Unten in dem hohen Flur standen mehrere junge Mädchen in weißen Kleidern, Kerzen brannten auf hohen Kandelabern um einen Sarg, darin lag, den Myrthenkranz im Haar, meine Braut, meine Anna, des tauben Musikers jüngstes, letztes Kind, — nicht wie ihre Schwester gestorben nach langem Krankenlager, sondern plötzlich in Folge eines heftigen unstillbaren Blutsturzes.

„Der alte Vater stand an ihrem Sarge, er weinte nicht. — Alle die Seinen waren nun vereint im Reiche.

des Glanzes und Lichtes — wie lange war denn seines Bleibens noch hienieden?

„Ich pflanzte Auren auf ihr Grab, neben dem schon nach acht Tagen auch das des alten Vorn gegraben wurde; aber schon nach einem Jahre ließ ich die theure Leiche hierher bringen und legte einen heitern Garten an auf dem Plätzchen, wo ich sie begraben durfte. Ihr Kästchen nahm ich gleich mit mir und kehrte heim zu meiner alten Schwester. Nun grabe ich und ziehe Blumen und habe ein Stückchen von dieser armen wüsten Erde lachend und freundlich gemacht und wenn ich einmal sterbe, sollen arme Kinder, die keine Heimath und kein Vaterhaus haben, hier wohnen. Das Leben ist ja überhaupt nur der Traum eines Moments und die Liebe ist ewig.“ —

Der Greis schwieg, ein mildes Lächeln lag auf seinen sanften Lippen. Sein Schmerz war lange, lange schon zu milder Wehmuth geworden. Sein Leben, das in Arbeit, Menschenliebe und Resignation verfloßen, erschien ihm durch die Erinnerung an seine Jugendliebe geheiligt. Es gehörte ja längst schon halb dem Himmel, in den die Geliebte ihm vorangegangen.

Alfred war durch die Erzählung des Greises um eine Erfahrung reicher geworden. Zum erstenmal in seinem vielbewegten Leben begegnete er hier in der Wirklichkeit einer Liebespoesie, einer Liebe, die rein wie der Glanz der

Sterne, auch mit diesen die Unvergänglichkeit theilt. — Der stille, freundliche, heitere Greis hatte sein Leben lang an der Erinnerung seines einfachen Jugendglückes gezehrt. Ist denn diese Liebe, die nachhaltig wirkt auf's ganze Leben, die uns veredelt, verklärt und selbst in ihrem höchsten Schmerz noch beglückt, etwas wirkliches? Existirt sie noch anderswo als in den Träumen der Dichter? fragte Alfred sich, während seine Augen auf dem Gesichte des Sprechenden ruhten. Glücklich und tausendfach glücklich, der sie gefunden, der wie dieser Mann im eng gezogenen Kreis seiner Pflichten, in der Beschäftigung mit der Natur, in der Liebe und Achtung seiner Freunde, selbst noch in der bloßen Erinnerung an seine Jugendliebe den verklärenden Sonnenstrahl besitzt, der das düstere Grau des Daseins erhellt.

Der Landrichter schwieg schon lange, auch die übrigen schwiegen. Es flog — wie ein Sprichwort sagt — ein Engel durch das Zimmer. — Aber in diesem Augenblick vernahm man einen Laut, herzerreißend, jammerdoll, von keiner Menschenzunge ausgestoßen, einen Klagerant der armen Misia, der irgendwo in nicht zu großer Ferne Schreckliches zugestoßen sein mußte.

Eine Ahnung durchzuckte Alfred, eine sehr schlimme Ahnung! Er hatte Mylord in seinem Zimmer in der goldenen Traube gelassen. Wie aber, wenn er ihm später

gefolgt wäre? — Auch der Landrichter hatte böse Ahnungen, und beide Männer sprangen zugleich von ihren Sitzen und eilten hinaus in den dunkeln regennassen Hof.

Da kam er seinem Herrn entgegen der kazenmörderische Böfewicht, so froh und wohlgemuth, als hätte er nur seine Schuldigkeit gethan, indem er die arme Misia zerissen, die zuckend in den letzten Zügen am Boden lag.

Anna war ebenfalls in den Hof geeilt. Ihre scharfen Augen hatten zuerst den sterbenden Liebling ihres Freundes gesehen, und eilig und mit zitternder Hand hob sie das Thierchen auf, legte es in ihre Schürze und ehe noch der Landrichter oder Alfred etwas davon bemerkt, war sie durch die kleine Verbindungsthür in den Hof des eigenen Hauses geschlüpft und eilte in ihr Kämmerchen, um wo möglich zu helfen. Misia war gräßlich zerbissen und verletzt. Ihr schneeweißes Fellchen war mit Blut überströmt, die grasgrünen Augen gebrochen — aber noch lebte sie. Anna wusch ihre Wunden und verband sie, legte dann das Thierchen in ihr eigenes Bett und ging wieder hinüber zu ihrem Pathen, wo man immer noch die verlorene Kage suchte.

„Beruhigen Sie sich nur,“ sagte sie mit möglichster Unbefangenheit, „Misia ist bei uns, ich glaube, Mylord mag sie dahin getrieben haben, sie ist klug genug, ihrem Feinde auszuweichen.“ — „Nun, das freut mich,“ entgeg-

nete der Landrichter, und auch Alfred fühlte sich sichtlich erleichtert. Man plauderte noch ein Weilchen und ging dann auseinander, beruhigt über Misia's Abwesenheit, deren emanzipirte Stellung im Hause eine solche nicht ganz ungewöhnlich erscheinen ließ.

Viertes Capitel.

Worin Anna sich durch Misia's Veranlassung sehr ängstigt, und der junge Dichter einige seiner Lebensansichten ändert.

Anna's erster Schritt, als sie in ihr Stübchen kam, war an ihr Bett, ihr erster Blick auf das kranke Käzchen. — Misia lebte noch, das war etwas, aber sie litt sehr und mußte, wenn nicht rechte Hülfe kam, wahrscheinlich sterben. Anna's Augen füllten sich bei dem Gedanken mit bitteren und heißen Thränen. Das kleine Thier — wenn auch längst nicht mehr dasselbe von damals — war ja doch auch ein Andenken jener Zeit. Sie wußte am besten, wie lieb ihm, dem guten, trefflichen Mann, ihrem Erzieher und

Wohlthäter, dem Freunde aller Kinder und Armen, das Thierchen war. Es war allerdings nur ein schlechtes weißes Kätschen, aber es gehörte zum Glück des Greises. Und wie unangenehm, wie höchst schmerzhaft mußte es für Herrn Alfred sein, wenn durch seine Veranlassung ein guter Mensch einen solchen Verlust erleiden sollte! Fast that ihr der junge Fremde ebenso sehr leid, wie ihr alter Freund in diesem traurigen Fall.

Was ich thun kann, um Misia zu erhalten, das soll gewiß geschehen, sagte sie zu sich selbst, legte das leidende Thier, das geduldig alles mit sich machen ließ, in ein Körbchen auf ihr weichstes Kissen und schlich sich mit dem Körbchen im Arm hinaus und durch des Landrichters Garten in's Freie.

Es mochte zwölf Uhr sein. Das ganze Städtchen lag anscheinend im tiefsten Schlaf, nur einen Wagen hörte sie noch nach der Oberförsterei hinrollen, als sie über den Kirchhof nach der Wohnung des Herrn Doctor Jakobson, des jüdischen Arztes, eilte, von dem sie voraussetzte, das er das möglichste für des Landrichters Misia zu thun bereit sein werde. — Es war eine stichdunkle Nacht. Der Tag war kalt und regnig gewesen, die Straßen waren schlüpfrig. Der Abend hatte mit südlichem Winde eine plötzliche drückende Schwüle gebracht. Kein Stern war am Himmel, die Straßenlaternen längst ausgegangen; sie mußte

sich, so bekannt sie auch im Städtchen war, förmlich vorwärts tappen. Es war recht graulich auf dem einsamen Kirchhofe, über den sie gehen mußte, um nach dem Markt, nach der Wohnung des Doctors zu kommen; aber sie ging muthig vorwärts und streichelte das Köpfchen Misia's, die leise schnurrte, trotz der Schmerzen ihrer Wunden.

Sie klingelte an der Hausthür des Doctors und es ward ihr bald geöffnet. Der alte Ephraim, des Doctors Kutscher, der in dem kleinen Stübchen dicht neben der Hausthüre schlief, sagte ihr mit ganz verwundertem Gesicht, daß sein Herr anwesend und daher auch trotz der späten Nachtstunde zu sprechen sei, ging hinauf, ihn zu wecken und zündete in dem kleinen Empfangszimmer, wo er sie bleiben hieß, ein Licht an.

Der Doctor erschien in Schlafrock und Pantoffeln, ein Greis mit gütigem und klugem Gesicht, und fragte, wohin er mit ihr gehen solle? — „Ach, Herr Doctor,“ entgegnete sie schüchtern, „ich habe Ihre Patientin mitgebracht, Bathe Wildner's Misia, die ein böser Hund fast in Stücke gerissen hat. Ich weiß, daß Sie es einsehen, wie viel mir daran liegt, das Thierchen gesund werden zu sehen.“ — „Ja, ja, ich verstehe das,“ sagte er freundlich und sah in die Augen seiner vierbeinigen Patientin mit aller Theilnahme und Intelligenz des Arztes. „Geh' nur gleich von hier nach der Apotheke, mein Kind, laß dies

Rezept machen und wasche die größten Wunden mit dem Wasser, das Du bekommen wirst. Ich glaube, Dir für den Erfolg eintreten zu können.“ — Sie dankte mit vielen Knixen, der alte jüdische Arzt legte freundlich die Hand auf ihren hübschen, wie Atlas glänzenden Scheitel und ließ sie selbst aus seinem Hause. Eilig ging sie nach der Apotheke. Das Haus hatte zwei Klingeln, eine zur Apotheke, die andere für die Wohnräume; es war stockdunkel, sie zog an der, die ihr zuerst in die Hand fiel. Eine Thür ward schnell geöffnet, ein Kopf sah heraus, man zog sie in den dunkeln Hausflur, und plötzlich befand sie sich in einem hübschen eleganten Zimmer, einem jungen Herrn gegenüber, der in einem Hausrock, eine Cigarre im Munde, ihr lachend entgegentrat.

Gott im Himmel! der Herr war ihr nur zu wohl bekannt, es war Baron Wellfeld, der Verlobte des Fräulein von Böls. Er sah ihr in die Augen, sagte: „Ach, Du bist es, mein schönes Kind!“ und schlang seinen Arm um ihre Taille und versuchte sie nach dem Sopha hinzuführen.

Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich des armen Mädchens. Sie wußte zu wohl, daß, wenn ihre Anwesenheit in später Nacht im Zimmer des berüchtigten Wüstlings im Städtchen bekannt würde, ihr guter Ruf rettungslos verloren war. Und wie sollte sie vor ihm selbst ihr Hiersein erklären? Ach, der Baron Wellfeld war nicht

der Mann, der das einsah, daß man, um die Rache eines Freundes zu retten, in der Nacht zu Arzt und Apotheker laufen könne. — Sie hatte einen Augenblick ganz den Kopf verloren, und der Baron war so eigen zu ihr, er sah sie mit so seltsamen, häßlichen Blicken an, daß ihr zu Muth wurde, wie in einem bösen, fürchterlichen Traum.

„Also, meine schöne Unschuld,“ hob endlich der Gefürchtete an, nachdem er sie eine lange Weile so betrachtet, „also Du bist hier in meinem Zimmer, auf meinen Wunsch! Nun das ist allerliebste, obgleich unerwartet.“ — „Mein Herr Baron,“ sagte Anna, und ihre Stimme zitterte und ihre Lippen waren blaß geworden, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern nach der Apotheke.“ — „Da bin ich dem Zufall den schönsten Dank schuldig, der Dich in tiefer Nacht dahin geführt und so erfreulich irre gehen ließ, und ich will ihn nicht unbenützt vorübergehen lassen.“ — „Mein Herr, mein Herr!“ stammelte das arme Mädchen in steigender Todesangst, „lassen Sie mich hinaus, lassen Sie mich in die Apotheke gehen, ich muß ein Rezept machen lassen.“ — „Thu' Dir keinen Zwang an, meine Allerliebste,“ lachte der junge Offizier; „es ist keine lebendige Seele bei Euch krank. Alfred ist ja fast bis zu diesem Augenblick mit Dir zusammen gewesen, er trat nur wenige Minuten vor Dir ein.“ — „Herr Alfred ist hier?“ schrie das junge Mädchen mit so rücksichtsloser Freude, daß der Offizier

über den Ausdruck derselben erstaunt ein wenig zurücktrat, „o, nun ist alles, alles gut! Herr Alfred wird mich beschützen, er kann und wird Ihnen auch sagen, daß es wohl einen Gang in der Nacht werth ist, meines alten Freundes Käzchen, seine einzige Freude, zu retten. Ich weiß es, es würde ihm sehr, sehr wehe gethan haben, daß sein eiguer Hund das Thierchen umgebracht.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Nebenimmers, Alfred trat aus derselben und sprach mit vieler Höflichkeit: „Da haben Sie ganz recht, liebe Anna, und es ist mehr als gütig von Ihnen, daß Sie Nacht und Gefahr nicht scheuen, um einem Ihrer Freunde eine Freude zu erhalten, dem andern einen Vorwurf zu ersparen. Gehen wir eilig, ich will Ihr Rezept aus der Apotheke holen, Sie erwarten mich einen Augenblick vor der Thür, und dann begleite ich Sie nach Hause, damit Ihnen weiter keine Unannehmlichkeit passiren kann.“ — Der Lieutenant lachte, bis seine Augen im Kopfe ganz unsichtbar wurden, sagte dann ein paar französische Worte und ließ die beiden hinaus, indem er selbst mit einer kleinen Verbeugung die Zimmerthüre öffnete.

Das Rezept war in einem Nu besorgt, und nach wenigen Augenblicken ging Anna neben Alfred durch die mitternächtlich schweigenden Straßen. „Sie haben wohl den Landrichter Wildner sehr lieb?“ fragte Alfred, nachdem

man sich über Mylord's Unart und Misia's Unglück hinlänglich aufgeklärt hatte. — „O, von Herzen! Ich müßte auch das undankbarste Geschöpf auf der Welt sein, wenn ich ihn nicht lieb hätte. Meine ganze Erziehung, das Fortkommen meiner Brüder, das behagliche Alter meines Vaters verdanke ich ja alles ihm und seiner Schwester. Nur die Armen und Verlassenen, die Greise und die Kinder wissen so recht, was für Menschen diese beiden Geschwister sind. Sie sind ein großer Dichter, Herr Alfred, Sie verstehen alles Gute und Schöne zu würdigen, denken Sie nicht selbst, daß mein waderer Pathe Mildner wohl ein Gegenstand für ein Gedicht wäre?“ — „Für ein Gedicht? In wiesern das, liebe Anna?“ —

„Ist nicht sein ganzes Leben Poesie, Herr Alfred? Ist nicht jeder Tag seines stillen und guten Daseins wie ein kleines Lied für sich? Sie sollten das nur so beobachten können, wie ich Jahr aus, Jahr ein, wie diese beiden alten Geschwister einander alles an den Augen absehen, Eins für das Andere leben und denken, wie jeder Tag so friedlich verfließt, ausgefüllt mit guten Handlungen, frommen Gedanken und freundlichen Erinnerungen. Es ist wie der Anblick einer schönen, grünen Wiese; man wähnt vielleicht, es sei einförmig, aber das ist es nicht, wenn man's nur in der Nähe, nur mit Aufmerksamkeit betrachtet. Jeder Grassalm ist von dem andern verschieden,

bringt seine eigene, wunderbar schöne Blüthe, die im Windhauche flüstert und zittert, und dazwischen stehen tausend und abertausend Blumen, so vielfarbig, so wunderbar gestaltet, keine der andern ähnlich und nur gleich durch ihre gleich große Schönheit und Reinheit; und darin leben tausend Geschöpfe, flatternde Schmetterlinge, surrende Käfer, das Herrgottskühchen, das sich auf dem Blumenstengel schaukelt, und das Schaumwürmchen mit seinen großen, glänzenden Augen. So ist das Leben meines alten Freundes, so schön, so nützlich, so lieblich abwechselnd, und erscheint nur dem oberflächlichen Beobachter wie ein einförmiges Ganzes. Ich habe mir immer gedacht, es müsse das eigentliche Geschäft des Dichters, sein schönstes, bestes Glück sein, die Mannigfaltigkeit im Einförmigen, die Schönheit und Pracht im anscheinend Gewöhnlichen zu finden und zu preisen.“ —

„Ich habe die Alpen gesehen, liebe Anna, das Rjölengebirge, Neapel, ich habe die Sonne aufgehen sehen über den Spitzen der Gletscher, und den Mond Silber streuen auf die Wellen des empörten Oceanes, leider stumpften sich da die Eindrücke ab, und die einfach grüne Wiese, die Sie so preisenswerth schön finden, verliert ihren Reiz.“ —
 „O, sagen Sie das nicht, Herr Alfred!“ rief das Mädchen und legte wie beschützend ihre Hand auf die seine. „Sagen Sie das nicht, das wäre traurig und ist auch wohl

nicht so ganz wahr. — Je mehr der Mensch sieht, je besser lernt er ja sehen, wie er besser sprechen lernt, besser gehen und besser denken, je mehr er Gelegenheit hat, dies alles zu üben. Das Schöne und Gute finden und sehen, heißt ja Gott finden und sehen, und dazu sind wir auf dieser schönen Welt. Wie bedauernswürdig wären die Glücklichen, die alles kennen lernen und genießen dürfen, wenn sie dadurch eine Fähigkeit verlören, das nächstliegende einfach Gute, das Gute, das wir nur ergreifen, wornach wir nur die Hand ausstrecken dürfen, zu erkennen. Ich dünkte, das Auge des Dichters ist, wie die schöne Linse des Fernrohrs, ebenso gut fähig, den fernsten Stern am Himmel zu sich herab zu ziehen, wie den kleinsten Staubsfaden einer Blume in seiner erhabenen Schönheit zu erkennen.“ —

„So sollte es wohl sein, liebe Anna, so ist es auch vielleicht; aber wenn man auf den Heerstraßen der Welt wandelt, legt sich Staub auf das edle Glas und es bedarf dann einer weichen Hand, um es zu reinigen.“ — „O, wohl uns, die wir in dem stillen, schattigen Walde wohnen,“ sagte sie, „fern von der Heerstraße der großen Welt! Die Augen unseres Herzens werden nicht von dem schlimmen Wegestaube getrübt, das ist unser Glück in dem kleinen Leben, das wir führen; und ich denke manchmal, es müßte ein recht beneidenswerthes sein.“ — „Vielleicht,“ entgegnete der junge Mann mit einem Seufzer, und sie

schritten von da ab schweigend durch des Landrichters Garten, und an der kleinen Thür, die in ihren eigenen Hof führte, sagte Anna ihrem Schützer Dank und Adieu und schlüpfte in ihr Stübchen, um der armen Misia das verordnete Wundwasser aufzulegen.

Misia hatte alle Vorzüge ihres Geschlechts, folglich auch die Fähigkeit, außerordentliche Leiden ertragen zu können, — ein zühes Leben nennen es die Straßebuben. Sie lag in ihrem Korbe ganz bequem und schlief. Das Blut hatte aufgehört aus ihren Wunden zu fließen, das Wundwasser des Doctor Jakobson schien ihr sehr wohl zu thun, sie trank etwas Milch, die Anna in einem Täßchen über ihrem Pichte erwärmte, ließ sich mit einem weichen Taschentuch bedecken und schlief dann ganz gut und ununterbrochen, ohne nur eines ihrer grünen Augen zu öffnen, bis der sonnige Tag in's Fenster guckte und Anna schon ihre Kuh gemolken, den Hoshund Thyra gefüttert und ihres alten Vaters Kaffee gemacht hatte. Dann leckte sie sich die weichen Atlaspfötchen, putzte mit vieler Grazie ihr Schnäuzchen und versuchte aus ihrem Körbchen zu springen. Aber so weit reichten ihre Kräfte noch nicht, sie miaute recht kläglich und sank wieder auf ihr Lager zurück, wo dann Anna von neuem ihre Wunden wusch und sie mit Milch versah, in welche sie die Zuckerstückchen that, die eigentlich zu ihrem eigenen Kaffee bestimmt gewesen wären.

Zu der Stunde, als das geschah, lag Mylord, der unverbesserliche, er, den selbst Missia's Liebenswürdigkeit nicht von seiner Mordlust hatte befreien können, auf einem gegerbten Wolfsfell vor dem Bette seines Herrn. Er hatte seinen schönen Kopf auf den Bettrand gelegt und sah unverwandten Blickes seinen Herrn an.

Obgleich aber dieser seine Augen ebenfalls fest auf den Hund gerichtet hatte, sah er doch nicht ihn, sondern nur seine eigenen Gedanken, die einen seltsamen Reigen vor ihm aufführten. —

Er sah sein elterliches Haus, in dem eine sanfte, weise Mutter gewaltet hatte, bis sie bei der Geburt eines Schwesterchens zu Gott einging. — Dann sah er die reiche, stolze, kluge Stiefmutter, die aus dem stillen Vaterhause einen vornehmen Salon machte. Er sah seines Vaters Leiche, den Prozeß mit seiner Stiefmutter, in welchem er Sieger und Herr des väterlichen Nachlasses blieb. — Er sah alle seine Liebchaften, von seiner ersten kindischen Leidenschaft für die gefeierte zwanzigjährige Schönheit der Residenz, die ihn in seinem neunten Jahre zu den glühendsten Sonnetten begeistert hatte, bis zu der letzten Verbindung mit der geistvollen, prächtigen Baronin Wellfeld, die Cousine des Lieutenants, die vielleicht zu einem Gloriat, ja zu der Thorheit einer Ehe mit einer geschiedenen Frau geführt hätte, wenn die Baronin nicht selbst eingelenkt

und den allzu gefährlichen Liebhaber mit guter Art abgedankt hätte. — Die große Welt mit allen ihren bunten Guckkastenbildern flog an seiner Seele vorüber. Bälle und Theater, Kunstwerke und die großen Einrichtungen, welche die neue Zeit der Wissenschaft verdankt, — und mitten in all der Pracht, Weisheit, Schönheit und Lust sah er Eines deutlich und klar, sein eigenes, verödetes, verarmtes Herz, das von allem dem, was außer ihm lag, auch nicht ein Fünkchen von Glück empfing. Denn Glück ist nicht Genuß, das fühlte er mit peinlicher Deutlichkeit. Den Genuß kann man erringen, erkaufen, das Glück flattert davon, es ist mitten im Genuß uns oft am fernsten.

Er stand auf, kleidete sich an und versuchte zu arbeiten, aber die Quelle der Poesie schien in ihm versiegt zu sein. So nahm er seinen Hut, Mylord sprang auf und folgte seinem Herrn, der schon nach einer Stunde sich in den dunkeln Schooß des Waldes vertieft hatte, und sich, als die Mittagssonne hell durch die Zweige schien, in der Hütte eines Köhlers eine Schale Milch und ein Schwarzbrot geben ließ. Dann warf er sich am Ufer eines einsamen Sees, der mitten im Walde wie eine Perle auf grünem Sammt und einer Einfassung von reichem Rasen liegt, in den Schatten einer mächtigen Buche. Er wollte träumen am Gemurmel der Wellen, aber auch das gelang

ihm heute nicht, denn er war noch nicht lange dort, als Räbgerassel, Pferdegewieher und Menschenstimmen, die sich näherten, das Gefühl der Waldensamkeit verschreckten. Und ehe er noch Zeit fand, sich in den tiefen Schatten zurückzuziehen, sah er sich inmitten einer großen, ihm bekannten Gesellschaft, bestehend aus der Familie des Oberförsters, des Grafen Brand und einigen andern Personen.

Man umringte ihn, hieß ihn willkommen und setzte ihm auseinander, daß man ihn bereits am Vormittage in der goldenen Traube gesucht habe, um ihn zu dieser hübschen Landpartie einzuladen, und pries den Zufall, daß man ihn hier gefunden. — Es wurden jetzt aus sämtlichen Wagen die Kisten gehoben und von denselben einige Sophas für die Damen improvisirt, dann trugen die Kutscher trockenes Reisig zusammen, man machte Feuer und bereitete Kaffee; Kuchenkörbe wurden ausgepackt und bald herrschte ein munteres reges Leben in dem stillen, grünen Walde. —

Herr von Wellfeld hatte zuerst den Kavalierrdienst bei seiner schönen Braut verrichtet und als das besorgt war, nahm er seinen Freund unter den Arm und schlenderte mit ihm zwischen den grünen Bäumen am Ufer des Sees umher. Als sie weit genug von der Gesellschaft entfernt waren, sagte er lachend: „Die Kleine ist allerliebste, auf Ehre,

und es war gar nicht freundschaftlich von Ihnen, sie mir zu entführen. Müßte ich nicht in diesem kleinen Neste die Dehors respektiren, so würde ich Ihnen Ihre Eroberung auch wahrhaftig nicht so gutwillig überlassen.“ —

„Meine Eroberung? Wirklich, Wellfeld, werden Sie denn nie von der Idee abgehen, das jedes hübsche Mädchen nur dazu in der Welt ist, das Spielwerk irgend eines Mannes zu sein? Dieses junge Geschöpf ist die Tochter eines ehrbaren Bürgers, die Freude und Stütze ihres siebzigjährigen Vaters und zugleich so verständig, sanft und gefühlvoll, wie wenig vornehme Damen. Es wäre eine schwere Sünde, die Ehre und den Frieden eines Herzens wie des ihrigen zu untergraben.“ — Herr von Wellfeld sah seinen Freund verwundert an. „Mein Himmel!“ sprach er endlich, „was ist denn das? Ehre und Herzensfrieden? Die Stütze ihres Vaters? War es nicht noch vor wenigen Monaten Ihre Ansicht, daß die sogenannten Familienbanden die lächerlichsten Beschränkungen der menschlichen Freiheit wären und daß die Ehe ein veraltetes, den Principien des jetzigen Jahrhunderts geradezu widersprechendes Institut sei?“ —

„Ich habe meine Ansichten geändert in dieser wie in mancher andern Beziehung,“ erwiderte der Dichter. „Ich glaube nicht mehr, daß ein zügelloses Umherstreifen zum

Glück führt, sondern daß gewisse Beschränkungen dem Menschen sowohl als Einzelwesen wie in der Allgemeinheit nützlich und notwendig sind.“ — Wellfeld warf lachend den Rest seiner Cigarre in den See, klopfte dem jungen Dichter auf die Schulter und meinte: „Es ist doch eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade die hochbegabtesten Männer sich am ernsthaftesten und nachhaltigsten in einfältige, ungebildete Mädchen verlieben. Nicht Göthe allein heirathete seine Haushälterin.“ — „Er that wohl daran,“ fiel ihm Alfred in die Rede, „denn sie machte ihn glücklich.“

Die Gesellschaft am See war ausnehmend fröhlich. Fräulein Amöne von Böls hatte ihre hübsche Laute mitgebracht und sang Lieder, die Alfred gedichtet und irgend ein modischer Musiker componirt hatte. Ein Schwager des Grafen Brand, der in Tyrol und Steyermark gereist war, holte das kleine Instrument, das die steyermärkische Cither genannt wird, aus dem Wagenkasten und spielte darauf allerlei Ländler, und endlich fing man an, auf dem freien Rasen am Seeufer lustig zu tanzen. Ein Tischtuch ward ausgebreitet, Jäger und Diener trugen Speisen auf, Champagnerflaschen kamen zum Vorschein und die Pfropfe flogen knallend in die Baumwipfel. Die Nacht war klar, warm und windstill, eine süße, weiche Nacht, wie sie der Norden uns nur selten gewährt. Glühwürmchen glänzten

im Grase und flogen, belebte Sterne, von Zweig zu Zweig, im See sprangen plätschernd die Fische auf. Es ward Mitternacht, ehe die Gesellschaft an die Heimkehr dachte, dann aber schichtete man sich gesellig in den verschiedenen Wagen zusammen. Alfred erhielt ein Plätzchen der schönen Amöne gegenüber, Mylord sprang bellend neben den Pferden her, und vorwärts ging's durch den grünen lustigen Wald, wo die Sterne durch das dichte Laubdach schauten und der Nachthauch leise in den Zweigen säufelte.

„Welch eine Nacht!“ sagte Amöne, „wahrlich, diese milde, weiche Luft erweckt dichterische Gedanken, ich werde in Berlin die harmlose Fröhlichkeit meiner Heimath und diese Art von Geselligkeit, die nur in einem kleinen Kreise von genauen Bekannten möglich ist, doch wohl vermiffen.“
 — „Ich denke, Du wirst oft hier bei mir sein, Mädel,“ rief der Oberförster, der auf dem Bock saß, „und dächte ich das nicht, so hängte ich wahrhaftig die ganze Oberförsterei an den Nagel und zöge mit nach Berlin. Es ist keine Kleinigkeit, einem einzigen Kinde Adieu zu sagen.“
 — „Nun, Papa, unsere Trennung liegt jedenfalls mehr in der Idee als in der Wirklichkeit, denn ich war ja schon, so lange ich lebe, jeden Winter in Berlin. Im Sommer machen wir dann wohl zusammen eine Reise nach

Italien, ein Urlaub kann Dir nicht abgeschlagen werden.“ —

Alfred hörte das und dachte an den alten Tischler Beermann, der einen Sohn in Newyork, den andern in Paris wohnen hatte. Anna hatte einst in seiner Gegenwart gesagt, sie könne niemals heirathen, weil sie den Vater nicht verlassen könne, der ihrer so sehr bedürfe. —

Der Wagen hielt vor dem Forsthaufe. „Gute Nacht!“ tönte es von allen Seiten. Wellfeld und Alfred gingen zusammen durch die stillen Straßen und weckten die Schläfer durch das laute Anschlagen vom Schleppsäbel des Ersten an den Pflastersteinen. — „Willst Du noch eine Cigarre bei mir rauchen?“ fragte Wellfeld vor der Thür der Apotheke. — „Ich danke.“ — „Gute Nacht denn.“ —

Fünftes Capitel.

**Worin eine Liebesgeschichte in einem Grabmal vorkommt und
Wylford die Rolle des Judas Ischariots spielt.**

Alfred stand allein auf der Straße; sie war einsam wie gestern, die Nacht göttlich schön. Anna's Bild trat in allem Liebreiz vor das Auge des jungen Mannes.

Wenn ich mich entschließen könnte, in die Beschränkung eines solchen kleinen Lebens zu treten, dachte er, dies liebliche junge Geschöpf für immer an mich zu fesseln und in der Gesellschaft jener harmlos einfachen Menschen auszuhalten, wie viel stiller, aber reiner Glück könnte ich hier genießen, wie viel Gutes thun in diesem kleinen Kreise und wie schön die Blüthen der Poesie am Baume meines Lebens entfalten! Aber freilich, sie müßte mich lieben, lieben mit der ganzen Kraft ihrer Seele, so lieben, um mir jedes Opfer zu bringen, das die Liebe eines Weibes bethätigt. —

Ich möchte sie nur noch einmal sehen, dachte er wieder, oder wenigstens an ihrem Fenster stehen, bevor ich zu schla-

fen versuche! — Er eilte raschen Schrittes durch des Richters Garten und trat in den kleinen Hof des Tischlers. Thyra schlug an, aber ein freundliches Wort beruhigte den Hund, der längst an Alfred gewöhnt war. Das Fenster von Annas Kammer stand offen, eine blühende Rose mitten in demselben. Es war nicht hoch; indem Alfred den Arm um das Kreuz desselben schlang, konnte er sich ohne Anstrengung so erheben, um in das Kämmerchen blicken zu können.

Es war ein schmaler, enger Raum, ärmlich aber reinlich gehalten. Der abnehmende Mond warf seine bleichen Strahlen auf das jungfräuliche Bett. Die Augen des Mädchens waren geschlossen, die Hände gefaltet, das Mondlicht ließ sie bleich erscheinen. — Wenn sie mich liebt, so wird sie mir nicht zürnen, so wird meine Nähe sie glücklich machen, sagte er zu sich selbst, was hat die Liebe der Liebe zu bieten, als eben Hingebung? — Er schwang sich in's Fenster und stand vor dem Bett des jungen Mädchens. — „Anna!“

Sie erwachte und blickte ihn mit erstaunten, erschrockenen Augen an. „Herr Alfred, Sie hier? Um des guten Gottes Willen, was ist vorgefallen? Was kann Sie jetzt hierher führen? Es muß ein großes Unglück geschehen sein!“ —

„Und wenn ich sagte: die Liebe führt mich hierher,

meine Anna, — würdest Du mich dann hinwegstoßen? Würdest Du mir kalt Dein Herz verschließen, weil ich auf ungewöhnlichem, auf heimlichem Wege zu Dir komme?“ —

Das junge Mädchen hatte sich in ihrem Bette aufgerichtet, ihr weißes Nachtkleid umschloß dicht und züchtig den jungfräulichen Busen. Das braune reiche Haar schlang sich in weichen Flechten um den zarten Kopf, sie blickte ihn an mit dem Ausdruck entsetzlicher, bitterer Angst und streckte die gefalteten Hände ihm bittend entgegen. — „O, sagen Sie das nicht, Herr Alfred, um Gotteswillen nicht! Von Ihrer Seele ist es fern, ein armes, mutterloses, einfältiges Mädchen in Versuchung zu führen. Sie am wenigsten in der Welt könnten einem Greise seine letzte Stütze, sein letztes Kind rauben. Sie, der Dichter mit dem großen und guten Herzen, würden wohl eher Ihr Leben einsetzen, um die Ehre und den Seelenfrieden eines armen Mädchens zu schützen, als daß sie selbst wie ein Räuber und Dieb in eines ehrlichen Mannes Haus schleichen, um ihm sein bestes, seines Kindes Ehre zu stehlen. Nein, Herr Alfred, Sie beleidigen sich selbst, aber was um Gotteswillen, was führt Sie hierher?“ —

Einen Augenblick fühlte der junge Mann sich tief beschämt, aber es war nur ein Augenblick. Ich bin ein Thor, sagte er zu sich, ein alberner Thor, ich liebe dies schöne Geschöpf, ich weiß, daß auch sie mich liebt, Nacht und Ein-

samkeit weben ihre Schleier um uns, — wenn sie mich liebt, so wird, so muß sie mir gehören, denn das ist keine Liebe, die Rücksichten nimmt, an Verhältnisse denkt, die von Schicklichkeit predigt. Nur das Weib, das sich selbst, seinen Ruf, seine Zukunft vergessen kann, nur das liebt, und nur einem solchen kann ein Mann, ohne vor seiner eigenen Thorheit zu erröthen, ein Opfer bringen.

„Anna,“ sagte er laut, „Du mißverstehst Dich und mich. Hab' ich mich geirrt, wenn ich mich geliebt glaube, wenn ich die Fähigkeit, Dich selbst zu vergessen, in Dir voraussetze?“ — „Großer Gott, was verlangen Sie von mir?“ rief das junge Mädchen in tiefster Aufregung. Plötzlich aber sich besinnend, schien ein Gedanke wie eine Erleuchtung über sie zu kommen. „Verzeihen Sie mir, o verzeihen Sie mir meine Verblendung! Schlastrunken und unüberlegt habe ich Sie mißverstanden. Jetzt weiß ich, was geschehen, und Ihr Vertrauen soll nicht getäuscht werden. Schließen Sie das Fenster, eilig, eilig!“ — Er that es. Als er zurückkehrte, stand sie in schnell übergeworfener Kleidung an ihrem Bett und schloß mit zitternder Hand die Kestel ihres Nieders. — „Noth kennt kein Gebot,“ sagte sie dann, „Ihr Glück, Ihre Sicherheit, muß allen Rücksichten auf der Welt vorgehen.“ — „Meine Sicherheit, Anna?“ — „Ja, ich weiß jetzt alles. Der Herr Landrichter las heute die Zeitungen, da stand der ganze Hergang. Daß ich an

Sie nicht dachte, — daß ich nicht gleich im ersten Augenblick Sie bei dieser Angelegenheit theilhaftig glaubte, das zeigt nur, wie unerfahren ich armes Mädchen bin! Aber der liebe Gott ist der Beistand der Schwachen und wird mir helfen, Sie in Sicherheit zu bringen, und müßte ich darüber auch sterben.“ —

„Mich in Sicherheit bringen, in wie fern ist meine Sicherheit gefährdet?“ — „Still, um Gotteswillen still!“ flüsterte das Mädchen, „es wird im Hofe laut, man sucht Sie vielleicht schon von Seiten der Polizei!“ — „Unmöglich, Anna, ganz unmöglich, ich —.“ — „Da sind sie,“ flüsterte Anna wieder, „ich habe mich nicht geirrt, jetzt giebt es nur einen Weg, Sie zu retten. Schnell, schnell, werfen Sie die Oberkleider ab und legen Sie sich nieder, hier in mein Bett!“ — Nun, das ist ein Abenteuer, eben wie ein anderes, dachte Alfred, indem er das weiße Deckbett des Mädchens bis an die Ohren hinaufzog.

In diesem Augenblick klopfte es wirklich an die Thür, Anna warf mit zitternden Händen die Kleidungsstücke Alfred's in ihren sichtenen Schrank und nahm aus demselben eine Tuchjacke, wie sie die jungen Handwerker zu tragen pflegen, eine Mütze und eine ordinäre Weste und legte sie mit ziemlicher Ostentation auf den Stuhl an ihrem Bett. „Es sind Kleider meines seligen Bruders,“ flüsterte sie. Dann machte sie auf wiederholtes Pochen die Thür auf und

stellte sich halb gekleidet, wie sie war, und mit ängstlichen Blicken vor die Eintretenden.

Es war der Polizeibeamte des Städtchens in der Begleitung des Gensd'armen. „Ach, das ist gut, daß ich Sie hier treffe, Anna,“ sagte der erstere, „ich habe hier eine abscheuliche Geschichte, eine rechte Spitzbubenjagd vor; Ihr Vater soll mitkommen, 's geht Einem geradezu an Hals und Kragen.“ Aus dem mondhellen Hofe kommend, sah der Mann in dem dunklen Zimmer noch keinen Gegenstand recht, und die Männerkleidung am Bett des Mädchens entging daher seiner Aufmerksamkeit. — „Was ist denn geschehen, was wollen Sie denn?“ fragte Anna mit bebender Stimme. —

„Ja, was geschehen, — weiß Unserer das in diesen Zeiten? Es hat sich ein Mensch, ein schändlicher Revolutionär, so ein königsmörderischer Kerl aus der Festung losgebroschen, schon vor geraumer Zeit. Die Gerichte und Behörden haben geglaubt, er sei nach England echappirt oder auch da hinten herum hinter Italien nach Amerika, wo die wüsten Länder liegen, aber nun ergiebt sich, daß das nicht der Fall; er ist im Gegentheil mitten im Lande, in einem kleinen Städtchen der Mark, hat ganz vornehme Bekanntschaften und wirbt da zu seinen Schändlichkeiten. Oh' wir's uns versehen, sitzen wir wieder mitten in der rothen Revolution, wenn so'n Unmensch nicht im Loch sitzt, son-

bern frei herum strolchen kann. — So hat unser Herr Bürgermeister denn die kluge Idee, daß der Patron, der hier schon wer weiß wie lange herum lungert und mit Goldstücken nur so um sich schmeißt, wohl am Ende der rechte Schuldige sein kann. — Wir passen ihm auf, schon vom Abend an, und hier, der Herr Meiners hat ihn durch des Richters Garten schleichen sehen. So wollen wir Ihren Vater wecken und den Richter und wollen ihn abfassen, wo wir ihn finden.“ —

Was Teufel ist das? dachte Alfred, dem der Schweiß auf die Stirn zu treten begann, da bin ich in eine nette Patzche gerathen? —

„Der Vater schläft oben,“ sagte Anna zitternd, „ich will Ihnen Licht geben, gehen Sie hinaus, damit ich mich anziehen kann.“ — Der Gensd'arme gab dem Polizisten einen Rippenstoß und flüsterte: „Sehn Sie nichts, Ringelmann?“ — „Was denn?“ — „Die Manneskleider am Bett der Dirne.“ — „Darum ist sie auch so verdonnert!“ entgegnete der andre. „Na, Jugend hat nicht Tugend, die Kleider gehören irgend einem schmutzigen Gesellen. Kommen Sie, Meiners, wir wollen den Tischler holen.“ Die beiden gingen mit dem Licht, das Anna ihnen gab, die Treppe hinauf. — „Schnell, schnell nun!“ flüsterte das Mädchen, „werfen Sie die Jacke über, hier ist die Mütze, und nun zum Wasser hinab, im Rohr liegt ein Rahn. Ru-

bern Sie nach dem Kirchhof hinüber und warten Sie dort auf mich; so wie die Männer aus dem Hause sind, komme ich, für Ihre Sicherheit zu sorgen.“ —

Das ist ein merkwürdiges Abenteuer, dachte der junge Mann, aber nichts desto weniger that er alles, was das Mädchen anordnete, mit fliegender Eile, und ehe der alte Beermann den ersten Knopf seines blauen Ueberrocks geschlossen hatte, war er schon am Kirchhofe abgestiegen und versteckte auch hier den Rahn in dem wehenden Röhricht. —

Der Mond war untergegangen, die Sommernacht lag wie ein warmer dunkler Mantel über dem schweigenden Kirchhof. Alfred ging leisen Schrittes unter den uralten duftenden Linden auf und nieder und horchte auf das Plätschern des Wassers, das fast wie ein musikalischer Accord zu ihm herübertönte. Er dachte über die sonderbare Lage nach, in die er so plötzlich gerathen. Daß er mit irgend einer andern Person verwechselt wurde, war ihm klar, da er selbst nie, weder durch seine Thaten, noch seine Dichtungen Veranlassung zu politischen Verfolgungen gegeben hatte. Interessant und seltsam war jedenfalls die Situation, in der er sich befand. Sie gab ihm unzweifelhaft Gelegenheit, den Charakter des Mädchens zu prüfen, das er, er konnte sich kaum dagegen verblenden, — das er wirklich liebte, so liebte, daß er schon mehrmals wirklich ernstlich

an eine Heirath gedacht hatte. Heirathen, das klein-städtische Bürgermädchen heirathen! Es war freilich eine Idee von kolossaler Seltsamkeit. Dies Kind mit dem einfachen Wesen, mit dem hellen offenen Blick, mit dem zierlichen Schürzchen und der schlichten Sprache, die doch so viel Verstand und Gemüth entwickelte, — in die Residenz versetzen und neben sich hinstellen in die Kreise der geistreichen und vornehmen Welt? —

Undenkbar! unmöglich! — Und doch fühlte er, daß diese Kreise ihm keine innere Befriedigung mehr geben konnten, ja daß sie ihm diese nie gegeben hatten; er fühlte, daß seine besten Geistes- und Seelenkräfte auf wunderbare Weise in der einfachen Umgebung und der herzigen Gesellschaft Anna's angeregt und entwickelt wurden. Er war sich bewußt, daß er zum erstenmal in seinem Leben Glück, rein menschliches Glück hier in diesem stillen entlegenen Dertchen genossen hatte. — Eine Doppelnatur schien, so hatte er oft schon zu fühlen gewähnt, in der Brust Alfred's zu wohnen. Eine, die kalt, stolz und sarkastisch das Getriebe der großen Welt zu ihrem Lebenselement brauchte. War sie überwiegend in seinem Innern, so bedurfte er des Ruhms, um Schaffenskraft in sich zu fühlen, so war Glanz, Reichthum, Sinnengenuß jeder Art ihm dringendes Bedürfniß, so mußten Zerstreungen ihn über die wilde Flut von Schmerz hinüber heben, die nach jedem Genuß im Ge-

fühl des Unbefriedigtseins, wie ein finsternes Meer sein Ich durchwogte. —

Und eine zweite, die weich und warm eine unendliche Fülle von Blüthen der Poesie in ihm entfaltete. Still begnügt mit der Natur, mit dem Sonnenschein in seinem Herzen, erwuchs, wenn sie in ihm überwiegend war, ein Blumengarten in seiner Seele, der sich nach außen hin in lieblichen aber einfachen Dichtungen kund gab, deren Schaffen und Blühen ihn selbst befriedigte und beglückte. Dann war ihm der Ruhm unnütz und gleichgültig, dann fand er den großen Schatz, der Schönheit und Fülle in das Kleinste und Geringste zaubert, die Feenbrille, die das Auge befähigt, im funkelnden Thautropfen den ewigen Lichtstrahl, im duftenden Rosenkelch die ewige Schönheit, im zierlichen Finkennest die ewige Fürsorge zu erkennen. Aber dazu bedurfte er des Genügens in sich, das nur ein Glück auf Erden, eine reine und wahre Liebe giebt. —

Wunderbarer Weise fühlte der hochbegabte Mann, der berühmte Dichter diese reine tiefe und wahre Liebe zum erstenmal in seinem von so vielen Leidenschaften schon bewegten Herzen. Das einfache, ländlich erzogene, schöne, gute und empfängliche Mädchen erschien ihm, wie das herrlichste der Welt, der edle Diamant, den man, um seine ganze Schönheit zu zeigen, mit einem einfachen Bleireifen umgeben, dem Lichte aussetzt, das seine Spiegelfläche in einen

Regenbogen verwandelt. Anna war gerade so wie sie lebte, in einfachen ärmlichen Verhältnissen, der à jour gefasste Brillant, der, ob an einer königlichen Krone prangend, ob in einem einfachen Schächtelchen verwahrt, durch seinen innern Werth das herrlichste Erzeugniß ist, das Natur und Kunst gemeinsam hervorbringen. —

Welch ein großes und schönes Opfer hatte dies Mädchen eben jetzt ihm gebracht, ihm, der in leichtem Cham-pagnerrausch den übermüthigen Versuch gemacht hatte, ihren Frieden zu stören, — das Opfer ihres Rufes! — Morgen wußte das ganze Städtchen, ihre ganze Welt, daß die beiden Polizeibeamten einen Liebhaber in ihrem Stübchen ertappt! — Und er hatte das angenommen, er hatte sie in die Nothwendigkeit versetzt, ein solches Opfer bringen zu müssen. Pfui! Welch einen Scherz hatte er sich erlaubt, und welche Mittel hatte er, die Folgen desselben unschädlich zu machen? —

Er mochte so vielleicht eine halbe Stunde in Gedanken zugebracht haben, die wie Meereswellen auf- und abwogten, da hörte er durch die Stille der Nacht den leisen Tritt des Mädchens. Er ging ihr bis zu dem Plätzchen an der Kirchhofmauer entgegen, wo statt einer Pforte sich ein Tritt zum Uebersteigen befand. Dort traf er sie, sie trug mit Anstrengung ein mächtiges Bündel, und hatte am Arm einen Korb, einen Schlüssel in der Hand.

„Hören Sie mich, Herr Alfred,“ flüsterte sie während Mylord, der ihr gefolgt war, sich an seinen Herrn drängte, „die Polizei sucht Sie aller Orten. Man hat in Ihrem Zimmer bereits Ihre Papiere versiegelt und vieles gefunden, was den Verdacht gegen Sie vergrößert. Sie kommen nicht mehr in Ihre Wohnung zurück, aber ich kann Sie sicher verbergen, bis ich Ihnen zur Flucht verhelfen kann. Dieser Schlüssel öffnet das kleine Gewölbe, das der Landrichter für seine Braut gebaut, deren Asche dort hingebracht wurde, als er sich entschlossen hatte für immer in unserm Städtchen zu bleiben. Außer mir und dem Pathen Wildner kommt keine Seele so leicht in die Nähe des kleinen Tempels. Hier, sehen Sie, ist er.“ — Sie standen vor einer dichten dunklen Gruppe von Birken, sibirischen Cedern, Trauerweiden und Eschen, die ihr verschieden gefärbtes Laub über der Kuppel eines niedrigen Gebäudes mischten, dessen eiserne Thüre Anna jetzt so leise wie möglich öffnete. „Mylord muß bei Ihnen bleiben,“ sagte sie, indem sie den Hund voran laufen ließ, „er würde Sie suchen und verrathen.“

Das Innere des Gebäudes war ein ganz kleines rundes Zimmerchen, nicht wie ein Grabmal, sondern wie ein freundliches Wohnzimmerchen eingerichtet, die Wohnung eines Einsiedlers. Das Licht fiel von oben hinein, und in der Mitte stand ein Tisch mit einer Steinplatte, auf dem

in Töpfen Rosen, Nelken und Aurikeln blühten, deren süßer Duft den ganzen Raum erfüllte. An den Wänden standen ein paar kleine Schränke, in denen die Schlüssel steckten, ein paar Stühle, ein Sopha und ein kleiner Schreibtisch, Gartengeräth hing an Pflocken, daneben ein leichter Strohhut. Der alte Landrichter besorgte die Blumen selbst, die draußen um dieses kleine Heiligthum blühten, und hob seine Geräthschaften hier auf.

„Dies ist nun für den Augenblick Ihr Asyl,“ sagte Anna, das Licht, das sie aus einem der Schränke genommen und angezündet hatte, auf den Tisch setzend, so daß sein Schimmer die bunten Blumen anstrahlte. Dann nahm sie aus ihrem Bündel einige Bettstücke und ordnete mit Geschick ein Lager auf dem Sopha, holte aus ihrem Korb einige Speisen, eine Kaffeemaschine, gemahlene Kaffee, eine große Flasche mit Wasser und eine mit Landwein gefüllt hervor und bemerkte, indem sie alles in dem einen Schranke ordnete: „Sie finden hier auch einige gute Bücher, Schreibzeug und Papier; schlafen Sie ruhig, Niemand denkt an die Möglichkeit, daß Sie hier versteckt sein können. Nächste Nacht bin ich wieder hier und bringe Ihnen, was Sie brauchen.“

„Bleiben Sie noch, Anna,“ bat Alfred, als er sah daß das Mädchen sich nun zum Gehen anschickte, „bleiben Sie und erklären Sie mir das alles.“ — Sie deutete mit

der Hand auf das Fenster der Rotunde, durch welches deutlich trotz der Baumzweige das Licht des anbrechenden Tages fiel. „Ihre Sicherheit verlangt durchaus, daß ich jetzt gehe,“ sprach sie sanft; „bedenken Sie, daß ich Ihre Freundin bin und alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, um Sie versteckt zu halten und Ihnen fortzuhelfen. — Um Mitternacht bin ich wieder hier, schlafen Sie jetzt, und der liebe Gott beschütze Sie.“ — Die Thüre fiel in's Schloß. Alfred war allein, ging noch einige Augenblicke auf und nieder und warf sich dann ermüdet auf das Bett, wo auch sehr bald der Schlaf ihn umsing und ihn alles vergessen ließ, nur nicht das Bild des lieblichen Mädchens, das in tausend süßen Traumbildern seine schlummernde Seele umgaukelte. —

Wie oft er auch erwachte, immer bemühte er sich mit Erfolg, wieder einzuschlafen und von Anna zu träumen. Auch Wylord schlief und schnarchte ganz geschmackvoll, wie eine träumende Dame. Ein paarmal, wenn er im Traum ein Abenteuer mit Misia hatte, weckte sein Bellen seinen Herrn, der übrigens trotz des vorrückenden Tages ganz eigentlich den Schlaf des Gerechten genoß und die Wahrheit des alten Spruches bewährte, daß ein gut Gewissen ein sanftes Ruhekitzen.

Er hatte in der That nicht das Geringsste zu befürchten, als höchstens, da er keine Legitimationspapiere besaß,

von den Gerichten nach der Residenz transportirt zu werden. Und auch das kaum, denn er war doch so ziemlich überzeugt, daß Herr von Böls und Wellfeld sich für seine Person verbürgen würden; aber es interessirte ihn, zu erfahren, wie sich diese ganze Angelegenheit eigentlich gestalten würde und — was Anna zu thun beabsichtige. — Es ist schon werth, einen oder zwei Tage einsam zuzubringen, wenn man dadurch sich Einsicht in die Tiefe und Kraft des Herzens verschafft, das uns lebhaft interessirt, sagte er zu sich selbst, als er in der Mittagsstunde den Schlaf absolut nicht mehr hervorrufen konnte. — Es ist ein Experiment, das ich mache, ich werde um eine Erkenntniß reicher. Anna hat wirklich und wahrhaftig ihren guten Ruf hingegeben, um mich zu retten. O, ich fange an zu glauben, daß die Liebe eines unverdorbenen weiblichen Herzens jene Tiefe und Heiligkeit hat, von der ich als Dichter träumte. Anna! — Wie sanft und weich ist der Name, und wie fest giebt sich dieser jugendliche Charakter, in dem Augenblick der Versuchung. — Er ging langsam in dem engen Raum auf und nieder und Mylord folgte ihm Schritt für Schritt gravitatisch und mit hängenden Ohren. — Die Gedanken an das Mädchen gaben der Zeit Flügel. Der Eingesperrete malte sie sich in hundert verschiedenen Lagen und fragte sich dann immer: und was würde sie dann thun? was dann? — Seltsam genug dachte er heute über die Hingebung eines

liebenden Weibes ganz anders als gestern. — Wenn er das Mädchen gefunden hätte, wie so viele andere vor ihr, bereit zur Sünde, wenn der Schein gerettet werden kann, — sie wäre ihm heute nichts mehr gewesen, als alle diese andern, und achselzuckend hätte er jetzt schon des kurzen Traumes gelächelt, der den gewöhnlichen Ausgang genommen.

Mylord's Knurren und Kratzen störte ihn, als es dunkel wurde, aus seinen Träumen. Der Hund wünschte seine gewohnte Promenade zu machen und fing an, eine verschlossene Thüre für eine große Unbequemlichkeit zu halten.

„Kusch, Mylord!“ sagte sein Herr, welcher deutlich hörte, daß sich seinem Zufluchtsorte Tritte näherten, aber der Hund sprang heulend gegen die Thüre, und eine Minute später ward sie geöffnet, und Anna trat ein. Der Landrichter folgte ihr, und bald saßen die drei bei einander in dem kleinen Raum, während Mylord draußen auf dem dunkeln Kirchhof, wo eben der Regen nieder zu strömen begann, auf und nieder sprang.

Das Licht brannte auf dem Tische und beleuchtete das bleiche sanfte Gesicht des Landrichters, der, während er mit seinem Gaste sprach, mit leichter Hand die Blumen auf dem Steintische aufband, begoß und von welken Blättchen befreite. „Man sucht Sie sehr eifrig, lieber junger Freund,“ sagte er dabei, „und ich habe lange mit mir gekämpft, ob

es nicht meine Pflicht als Staatsbürger ist, Sie den Gerichten auszuliefern. Ich bin nur auf eine Weise mit meinem Gewissen in's Reine gekommen, die ich Ihnen hier mittheilen will. Sie bleiben hier so lange, bis ich Ihnen eine Gelegenheit zur Flucht ausmitteln kann. Es kann acht bis vierzehn Tage währen. Hier, unter den Todten, sucht Sie Niemand. Sollte indessen die Polizei je auf die Idee kommen, hier nachzusehen, so ist —“ er bückte sich und hob eine Fallthüre auf, die in ganz unerkennbaren Fugen lag, — „an diesem Orte noch ein Versteck für Sie. Einige Stunden halten Sie es in dem kleinen Gruftgewölbe wohl aus. Anna wird Nahrungsmittel dorthin bringen.“ — „Aber um's Himmelswillen, mein verehrter Freund,“ versetzte Alfred, den gütigen Helfer unterbrechend, „das ist ja alles nicht nöthig. Ich habe durchaus nicht den mindesten Grund, die bestehenden Gesetze zu fürchten. Ich habe ja hier am Orte auch einen näheren Bekannten, der sich sicherlich für meine Person verbürgen wird.“ — „Wenn Sie Herrn von Wellfeld meinen, so irren Sie,“ sprach der Landrichter. „Der Oberförster von Böls hat auf Befragen der Polizeibehörde erklärt, daß er Sie erst seit wenigen Wochen kenne und von Ihrer Vergangenheit sehr wenig wisse, und Herr von Wellfeld sagte aus, daß er Sie zwar seit langer Zeit kenne, auch niemals ein Wort aus Ihrem Munde vernommen hätte, was ihm irgend

gefährlich erschienen, doch sei Ihre beiderseitige Bekanntschaft Jahre lang durch Ihre Reisen unterbrochen gewesen. Was in Paris und sonst im Auslande durch Sie geschehen, davon habe er gar keine Kenntniß! In Ihrer Wohnung hat man keine Pässe und sonstige Legitimations-Papiere, dagegen mehrere Blätter gefunden, die ich zwar nicht gesehen, die aber die Polizeibeamten für eine Chiffrecorrespondenz erklärt, und ein Verzeichniß verschiedener sonderbarer Effekten, die beweisen, daß Sie sich in irgend welchen geheimen Verbindungen befinden.“ — „Unmöglich, ganz unmöglich,“ rief Alfred, „wenn nicht eine feindliche boshafte Hand diese Papiere ohne mein Wissen dort hingebracht.“

„Ja, und noch Eins, lieber Freund,“ unterbrach ihn der Landrichter, „auch Ihr neues Werk, der falsche Waldemar, glaube ich, soll höchst gefährliche Tendenzen entwickeln und besonders eine Person desselben vollständig revolutionäre Ideen aussprechen. Unser Bürgermeister saß mit dem Manuscript in der Hand und bezeichnete die gefährlichen Stellen mit einem mächtigen Rothstift.“ —

Alfred sprang ungeduldig von seinem Stuhle auf. „O du mein Gott,“ sagte er, „mein reines sauberes Manuscript in den Händen der Polizei, die es beröthelt — nein, das ist zu grausam, ein reinlicher Mensch kann darüber in Verzweiflung gerathen! Aber gefährlich ist wahrlich nichts darin, weder für mich noch für die Staatsverfassung.“

Lieber Freund, ich gehöre nicht zu den Leuten, die den Umsturz des Bestehenden wünschen können. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, eines geachteten Namens, hat mir diese Welt mit ihren Verfassungen, seien sie, wie sie immer wollen, des Guten zu viel gegeben, als daß ich vernünftiger Weise nach ihrer Abänderung streben sollte. Die ganze Sache beruht auf einem Irrthum, der sich in ganz kurzer Zeit aufklären wird und muß, und ich ärgere mich nur über die Feigheit und Unklugheit Wellfeld's und des Oberförsters, die durch ihre Aussagen jedenfalls meine unangenehme Lage verschlimmert haben.“

„Sie thun recht, lieber junger Mann,“ meinte der Richter, „daß Sie in meinem Beisein so und nicht anders sprechen. Ich bin Beamter und habe meiner Pflicht gegen den Staat, dem ich diene, nur mit großem Kampf die Möglichkeit abgerungen, Sie der Strafe zu entziehen, und nur unter der Bedingung, Sie unschädlich zu machen. Lassen wir darum diese Erörterungen gänzlich. Ihr Gewissen wird Ihnen sagen, ob Sie gefehlt haben. Sie bleiben also hier, bis ich Ihnen die nöthigen Pässe und Papiere in's Ausland, nach Amerika oder Australien, besorgt habe. Dann werde ich Sie mit Geldmitteln versehen und auf mir bekannten Wegen nach dem nächsten Hafenplatz spediren, wogegen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, sich sogleich einzuschiffen.“ — „Sie sind ein Ehrenmann und ein edles

Herz, Herr Mildner," sagte Alfred. „Ich weiß, was Sie riskiren, um einen Menschen zu retten, und ich bin Ihrer Großmuth darum nicht weniger dankbar, weil ich ganz gewiß weiß, daß ich derselben nicht bedarf. Gesezt aber, ich müßte flüchten, mein Loos wäre das, welches Sie mir in Ihrer Güte bereiten wollen, — würde Anna, meine süße theure Anna, die sich während dieser ganzen Zeit schon wieder mit meiner Bequemlichkeit beschäftigt hat, es theilen?“ — „Anna, dies Wort gilt Dir, mein Kind," sprach Mildner, indem er sich von den beiden Menschen zurückzog und trotz des Regens hinaus ging, um Mylord zu rufen, der in mächtigen Kreisen, wie Faust's Pudel, um den Kirchhof lief.

Alfred ergriff des jungen Mädchens Hand und sah ihr fest in die Augen.

„Bin ich Dir theurer, Anna, als Heimath und Verwandte?“ — Große Thränenperlen rollten rasch und warm über die rosigten Wangen des Mädchens. — Alfred zog sie zu sich und wollte sie in seine Arme, auf seine Kniee nehmen, aber sie war neben ihm niedergesunken und verbarg ihre strömenden Augen an seinem Herzen.

„O daß ich für Sie sterben könnte!“ flüsterte sie kaum hörbar, „daß ich mit meiner ewigen Seligkeit Ihr Glück, Ihre Freiheit erkaufen könnte! Wie gern wollte ich armes, einfältiges Geschöpf zerrinnen in's Nichts, um Sie der

Welt zu erhalten!“ — „Liebst Du mich, meine Anna?“ — Sie sah ihn an und faltete die Hände. „Wie Gott, wie das Sonnenlicht, wie alles Gute und Schöne,“ sagte sie, und ein Ausdruck von Andacht, von Entzücken lag auf dem blühenden Antlitz. —

„Willst Du mein Weib werden, mein Eigenthum für Zeit und Ewigkeit, meine Gefährtin auf dem stürmischen Meer, meine Gehülfin in Amerikas Urwäldern?“ — „Mein alter Vater darf uns begleiten, nicht wahr?“ sprach sie bittend, „er ist siebzig und kann ohne meine Pflege nicht bestehen.“ — „Er wird in mir einen Sohn finden.“ — „O Gott, o Gott, wie gut bist Du!“ rief das Mädchen mit einem Tone des Entzückens, der in Alfred's Herzen einen süßen Widerhall fand.

In diesem Moment trat von Mylord begleitet der Landrichter in das Zimmerchen und schüttelte wie dieser die Regentropfen aus den Kleidern. „Ich höre Menschenstimmen, und irre ich nicht, die Stimme unseres Bürgermeisters,“ sagte er. „Fort mit Ihnen, Alfred, in das Gewölbe, dessen Existenz hier niemand kennt.“ — „Die Sache muß ein Ende nehmen,“ entgegnete der Verfolgte. „Ich werde mich draußen auf dem Kirchhofe verhaften lassen, es handelt sich für mich höchstens um acht bis zehn Tage Gefängniß. Lassen Sie mich!“ Und damit schlüpfte er hinaus und stieß sehr bald auf die Häscher, welche ihn,

vom Todtengräber benachrichtigt, der das Gebell des Hundes in dem Grabmal vernommen hatte, aufzusuchen kamen. —

Sechstes Capitel.

Worin das Verhör des Dichters seine Unschuld an den Tag bringt. Missa und Mylord sich gänzlich versöhnen, und zum Schlusse Anna einen Landmann heirathet.

Es machte in D. großes Aufsehen, daß man in seinen Mauern einen Staatsverbrecher der gefährlichsten Sorte verhaftet hatte, einen Menschen, der aus einem festen Gefängniß entflohen war und jedenfalls weit und breit schreckliche Verbindungen mit Demagogen, Demokraten und ähnlichen Ungeheuern hatte. — Der Bürgermeister hatte ihn sogleich in Ketten legen und in das kleine Thurmstübchen sperren lassen, in welchem der einzige Mörder gefessen, der seit hundert Jahren hier vor Gericht gezogen war.

Die Situation Alfred's war keineswegs comfortabel, denn die Eisen waren schwer. Im Stübchen war kein anderes Lager als eine hölzerne Pritsche, die Nacht war kalt,

er war beim Transport hierher vom Regen durchnäßt und fühlte sich fiebernd und elend. Endlich kam indeß der Tag und mit ihm der Bürgermeister, Landrichter Wildner, Gensd'armen und Polizeileute.

Nach einigen Worten, die Wildner an das Haupt der städtischen Polizei gerichtet und die sehr ernst klangen, wurden dem Gefangenen zuvörderst die Ketten abgenommen, dann brachte man ihm einen warmen Kaffee und schritt zur Durchsicht seiner Papiere, die dem anwesenden Juristen vorgelegt wurden.

Es waren deren nur wenige, ein Paar Briefe nach Paris, an Herrn Alfred S. gerichtet, sein Manuscript mit den Röthel-Bezeichnungen des Herrn Bürgermeisters, und endlich die den Angeschuldigten compromittirenden Blätter. Das oberste davon war auf schlechtem Papier geschrieben, eine Art von Verzeichniß und buchstäblich also lautend: „8 Striemppar — 1 Bundes tuch — 1 Bundes hempt — 6 Oberhembd — 4 Tieger seidne.“

„Kennen Sie das Schriftstück?“ fragte der Bürgermeister, indem er dasselbe dem Gefangenen zeigte. — „Es ist der Wäschzettel, den das Dienstmädchen in der goldenen Traube geschrieben und den ich seiner seltsamen Orthographie wegen aufgehoben habe.“ — „Was ist ein Striemppar?“ fragte der Bürgermeister wieder mit unsterblichem Ernst. — „Es soll heißen: acht Paar Strümpfe,“

entgegnete Alfred. — „Was ist ein Bundestuch und ein Bundeshempt, mein Herr?“ sagte der Bürgermeister, die Augenbrauen majestätisch zusammenziehend. — „Es soll ein buntes Tuch und ein buntes Hemd heißen; ferner sechs Oberhemden und vier seidene Tücher,“ antwortete der Angeklagte. — Der Bürgermeister räusperte sich, blickte auf Mildner, über dessen gutmüthiges Gesicht ein Lächeln flog, und nahm das zweite Blatt vor.

„Dies, lieber Herr,“ sagte aber Mildner ganz ruhig, „kann niemand compromittiren. Es ist eine algebraische Berechnung.“ —

„So ist auch wohl dies keine Chiffreschrift?“ rief der Bürgermeister, das dritte Blatt grimmig emporhebend. —

„Gewiß nicht, mein Herr! Es ist eine Dichtung in der Sanskritsprache geschrieben, und ich will sie Ihnen übersetzen,“ sprach Alfred, „es heißt:

Hat dich dein Freund gekränkt, verzeih's ihm und gesteh',
Es war ihm selbst nicht wohl, sonst that er dir nicht weh.

Bind' deine Seele, den edlen Zelter,
Nicht an die Scheuer und nicht an den Kelter,
Weil da das Volk zu allen Stunden
Hält seine Esel angebunden.

Nichts hast du schlecht gemacht, was du auch machtest schlecht,
Es hilft dir, daß du nur was and'res machest recht.“

„Dies Blatt hier enthält eine Stelle aus dem Homer,“ sagte Wildner wieder, das vierte Blatt betrachtend. — Der Herr Bürgermeister sah ziemlich einfältig drein, doch gab er sich noch nicht überwunden. „Aber wo sind denn die Pässe des Herrn, die Legitimationspapiere?“ — „Mein Herr,“ entgegnete der Angeschuldigte, „ich bin Alfred S., eine in Deutschland ziemlich bekannte Persönlichkeit. Meine Schriften, die in jedem gebildeten Kreise bekannt sind, schützen mich vor dem Verdacht staatsgefährlicher Grundsätze. Daß ich die Person bin, für welche ich mich ausbebe, wird, denke ich, der Baron von Wellfeld, auf dessen Einladung zu dessen Hochzeit ich gekommen bin, unweigerlich bezeugen. Meine Papiere und Legitimationen sind durch einen Brief von Berlin in zwei Tagen zu beschaffen, einen Paß hielt ich bei einer so unbedeutenden Reise im Inlande und an einen Ort, wo mich persönliche Freunde erwarteten, für überflüssig.“

„Und bis zur Ankunft seiner Legitimationen leiste ich Bürgschaft für den Herrn,“ bemerkte der Landrichter. — Der Bürgermeister rieb sich verlegen die Hände, man öffnete die Thür des Gefängnisses, und an Wildner's Arm verließ Alfred den unangenehmen Aufenthalt, um bei seinem alten Freunde und in Gesellschaft Anna's zu speisen. —

Misia war unterdessen genesen und lag während des Mahles wieder schnurrend auf Wildner's Schulter. —

Die nöthigen Papiere kamen nach zwei Tagen. Alfred's Identität befundete Herr von Wellfeld, der sich vielfach und mit einiger Verlegenheit entschuldigte, nicht früher für seinen Freund aufgetreten zu sein. „Ich glaubte indeß wirklich, Sie wären in Unannehmlichkeiten und verbotenen Verbindungen,“ sagte er ein wenig stotternd; „was wollen Sie, als Offizier muß ich doppelte, zehnfache Rücksicht nehmen, es geht nicht anders.“ — „Aber Sie mußten doch, daß ich nicht ein aus der Festung Entflohener bin; Sie kannten mich doch seit Jahren!“ — „Gewiß, gewiß! Doch wußte ich nicht, welche Geschichten Sie selbst gemacht haben konnten. Dichter, sehn Sie, denken bisweilen ihre utopischen Träume in's Leben zu übertragen — und ich —.“ — „Sie sind entschuldigt,“ entgegnete Alfred ruhig, „ich habe nichts andres von Ihnen erwarten können.“ —

Im Hause des Landrichters hatte der junge Mann die schönsten Güter seines Lebens gefunden, einen Freund, der ihm auch in der Noth beigestanden, und die Liebe, die die Noth verklärt und in Glück verwandelt. — Anna war selig über Alfred's Freisprechung, aber sie war still und zurückhaltend und keine Silbe, keine Bewegung deutete an, daß sie sich des feierlichen Gelöbnisses in der Grabkapelle erinnere. Wie sonst horchte sie aus der Ferne auf die

Worte des Geliebten, wie auf eine himmlische Musik, aber fast war ihr Wesen noch zurückhaltender, blöder als früher.

Mildner und seine sanfte Schwester waren im Zimmer, ein vertrauliches Geflüster gestattete Anna's Zurückhaltung nicht, so trat Alfred denn endlich ruhig und entschieden zu dem Mädchen hin, ergriff ihre Hand und fragte: „Aber Du liebst mich noch, Anna, und gehörst mir an, wenn ich Dich auch nicht in Amerikas Urwälder führen werde?“ —

Sie blickte ihn mit den großen, liebevollen Augen an, machte ihre Hand leise von der seinigen frei und sagte: „Fräulein Mienchen, die Mutterstelle an mir vertritt, wird Ihnen alles sagen, Herr Alfred.“ Dann ging sie, ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, rasch aus dem Zimmer. — „Was bedeutet das?“ fragte Alfred verwundert und betreten.

„Das Mädchen hat nicht so ganz unrecht,“ entgegnete die alte Dame. „Sehen Sie, lieber, junger Mann, in's Exil, in Armuth und Noth konnte Anna Sie ohne Furcht begleiten. Sie ist an Armuth und Arbeit gewöhnt, sie würde es sehr wohl verstanden haben, Ihnen die Lasten zu erleichtern, die Ihrer auf einer Farm im Walde gewartet hätten. Zu einer Gefährtin für Sie in dem Leben, das Sie zu führen berechtigt und gewöhnt sind, paßt sie aber keineswegs. Sie ist die Tochter eines Handwerkers, kennt nichts als die kleine Städtchen, hat nichts gelernt, als

was sie durch meine oder meines guten Bruders Unterhaltung und Belehrung weiß. Sie fürchtet, und nicht ohne Grund, Ihnen auf die Dauer nicht genügen zu können. Zudem fesselt die Pflicht sie an ihren alten Vater. Da giebt sie Ihnen denn Ihr Wort zurück und bittet Sie, sich eine gebildetere, für Ihre Verhältnisse passendere Lebensgefährtin zu suchen. Die Uebereilung eines Augenblickes soll Sie nicht zu lebenslänglicher Reue verurtheilen.“ — Alfred ließ die freundliche alte Dame nicht ausreden. Er stürmte fort, Anna zu suchen, die er in der Laube fand, wo er sie zum erstenmal gesehen.

Misia lag auf ihrem Schooß und Mylord stand vor ihr und ließ sich von den Sammtspötchen seiner früheren Feindin gelassen ohrfeigen. Es war der Sorgfalt des jungen Mädchens gelungen, einen dauernden Frieden zwischen diesen beiden zu stiften.

Alfred's Worte aber hatten nicht den Erfolg, den er gewünscht und erwartet. Er traute sich zu, jedes weibliche Ohr so zu bestreichen, daß man ihm den Willen thun müsse. Bei Anna aber scheiterte sein Bemühen, sie zu einer schleunigen Heirath zu bewegen. Sie stellte all seinem glühenden Flehen, all seinen leidenschaftlichen Worten nur ein einziges Argument entgegen: „Es ist nicht zu Ihrem Frieden, Herr Alfred, wenn Sie jetzt in der Aufregung ein Bündniß für's Leben schließen.“

„So willst Du mich also hinausstoßen in die Welt, in die einsame öde Welt, ohne Liebe, ohne Freude, ohne Hoffnung?“ fragte er endlich, sie mit feuchten Augen anblickend. —

Sie schüttelte leise das Haupt. „Nur Ihetwegen, nur Ihetwegen,“ flüsterte sie bebend. „Gehen Sie, gehen Sie zurück in Ihre früheren Umgebungen, geben Sie sich alle Mühe, das arme und einfache Mädchen zu vergessen, das für Sie wenig paßt. Ich liebe Sie, wie man Gott liebt, aber das ist natürlich und kein Verdienst, und eben darum will ich Ihr Glück, denn in dem liegt allein das meine. Wenn Sie dann im Geräusch der Welt, nach einem Jahr noch meiner gedenken und mich werth halten, Ihre Gattin zu sein, dann kommen Sie wieder, und ich werde glauben, daß Sie nicht in edelmüthiger Uebereilung, sondern aus aufrichtiger Herzensliebe sich mit mir verbinden wollen.“ — „Ein Jahr ist bald vorüber,“ sprach Alfred, „ich werde gehen.“

„Aber bis dahin werden Sie weder an mich, noch an den Herrn Landrichter schreiben, noch auch Nachricht von uns erhalten. Sie werden sich alle Mühe geben, den Traum, den Sie jetzt träumen, zu vergessen, und wenn Ihnen das gelingt, so schreiben Sie über's Jahr an meinen guten, lieben Pather, und ich werde Ihnen durch den allen Gottesseggen wünschen lassen.“ — „Und wenn ich wiederkehre,

Anna?“ — Sie legte die Hand auf seine Locken, denn er kniete vor dem Mädchen und hatte sein Haupt niedergebeugt. „Die Sterne gehen ihre Bahn am Himmel,“ sagte sie unter leisen Thränen, „sie spiegeln sich ein Weilchen im Bach, aber sie fallen nicht hinein.“ —

„Seltsames, hochherziges Geschöpf!“ rief er, stand auf und ging ohne ein weiteres Wort aus dem Garten. Am andern Tage verließ er, die Hochzeit Wellfeld's nicht mehr abwartend, das Städtchen.

Und der Herbst kam mit seinen Arbeiten für's Haus; Anna verrichtete sie mit gutem Muth. Der Winter hüllte Stadt und Feld in seine Schneedecke, das junge Mädchen sah seinem Treiben still träumend zu. Es ward Lenz und Sommer, und Anna's rosige Wangen waren verblichen, es lag auf ihren sonst so glänzenden Augen etwas, das wie ein Schleier ihr Licht dämpfte.

Alfred hatte kein Zeichen des Lebens und der Erinnerung gesandt, ja selbst Zeitschriften und Journale nannten seinen Namen nicht. Der Oberförster Böls machte mit Tochter und Schwiegersohn eine Reise nach Stalien, und Frau von Wellfeld bot ihrer früheren Nähterin den Kammermädchenplatz an, denn obgleich man seit jener Nacht, wo Alfred in ihrer Kammer versteckt war, mancherlei über

das Mädchen sprach, so kannte die gnädige Frau sie ja als eine geschickte Arbeiterin und sah über solche Dinge hinweg.

O wie gern wäre sie mitgegangen, fort, fort! Es war ihr manchmal zu Muthe, als ob eine Stimme sie in die Ferne rief, als ob ihre verlorene Heiterkeit jenseits der dunkeln Wälder auf breiten Schwingen flatterte und dort von neuem sich auf ihr Haupt setzen würde. Aber sie hatte ihren alten Vater, der sie nicht entbehren konnte, der jetzt noch obenein krank und oft verdrießlich, keine Stunde ohne sie sein mochte. —

Ah, ein Jahr ist lang, lang für den Harrenden! Und doch, je näher es seinem Abschluß kam, desto banger schlug Anna's Herz; mit dem Jahre schwand die Hoffnung, die jetzt noch oft und oft süß tröstend und Glück verheißend neben ihr stand. Gleichviel aber, ob unter Schmerz oder Glück, die Zeit vergeht immer, und jeder Tag erscheint endlich, wir mögen seine Ankunft fürchten oder ersehnen.

So kam auch der Jahrestag von Alfred's Abreise. Er kam mit mildem Sonnenschein und endete mit Sturm und Regengüssen. Anna saß bleich mit gefalteten Händen, mit zitternden Lippen Abends in ihrem Kämmerchen. Sie hatte eine Stunde bei Pathe Mildner zugebracht, der, wie auch Fräulein Mienchen, die Bedeutsamkeit dieses Tages für das arme Mädchen kannte.

Als Abends sich der Wind erhob und wüthend in

den Kronen der Bäume tobte, da war sie allein, allein mit ihren traurigen Gedanken und mit Gott, dem ewig treuen Freunde der Verlassenen. Es ist vorüber! sagte sie sich selbst. Er hat mich vergessen; wohl mir, daß ich damals nicht auf sein Flehen und Bitten hörte, denn da er mich vergessen konnte, war es nur Großmuth und Dankbarkeit, was ihn bewog, dem armen, einfachen Mädchen ein so großes überschwängliches Glück zu bieten. Möge Gott mit seinem reichsten Segen ihn begleiten!

So saß sie träumend lange Stunden, horchte auf den Sturm und den Regen und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Am andern Morgen kam ihr alter Vater zeitig in ihr Stübchen. Sie hatte die Nacht schlaflos zugebracht, war in der ersten Morgendämmerung aufgestanden und hatte sich völlig angekleidet, aber dann war eine plötzliche krankhafte Ermattung über das früher so kräftige Mädchen gekommen und mit der Absicht, nur einen Augenblick zu ruhen, hatte sie sich auf ihr Bett gelegt und war dann tief und schwer eingeschlafen. — „Das Mädcl ist krank,“ sagte der Greis betrübt, „ich mag sie nicht wecken, will lieber mit meinem bischen Frühstück und dem Brief noch warten.“

Aber Anna erwachte und blickte zitternd und erschreckt in die Augen ihres Vaters. „Nu, sieh' mal, Mädcl,“ sprach der Alte, „was da gekommen ist. Ein Brief von fremder Hand, mach' auf und lies ihn.“ — Anna fuhr

empor und that, wie ihr befohlen. Der Brief trug den Poststempel des nächsten Städtchens, war an den Herrn Wilhelm Beermann, Bürger und Tischlermeister zu D. adressirt, und lautete:

„Geehrter Herr!

Sie werden vielleicht vernommen haben, daß ich von dem Herrn Grafen Brand das Vorwerk Buchensee gekauft habe. Ich gedenke mich dort anzusiedeln und bedarf also zur Führung meiner Wirthschaft eine Hausfrau. Ich kenne Ihre Tochter Anna von Person, wenn gleich ich ihr vielleicht noch fremd bin, sie wäre gerade die Frau, welche ich mir wünsche. Meine Vermögensumstände sind gut, ich habe die Landwirthschaft erlernt und glaube meine Sache zu verstehen; ich bin noch nicht dreißig Jahre alt, gesund und nicht häßlich. Ich würde meine Frau gut halten und Ihnen wie ein rechter Sohn begegnen. Wenn Anna sich entschließen kann, mich einmal zu sehen und zu sprechen, so gefalle ich ihr vielleicht in so weit, daß sie mir erlaubt, mich um sie zu bewerben. Gestatten Sie mir daher, heute Abend zu Ihnen zu kommen und mich mit der werthen Jungfrau bekannt zu machen.

Ich bin mit vieler Hochachtung

Arnold Selbing, Gutsbesitzer.“

„Ei Mädchen,“ sagte der Alte, „der wäre nun gerade ein Schwiegersohn, wie ich ihn mir wünsche. Der Selbing auf dem Borwerk soll reich sein und er hat Dich lieb, denn Du bist ein armes Ding. Schreib' ihm in meinem Namen, daß er kommen soll, und Gott wird seinen Segen geben.“

Anna schüttelte schmerzlich den Kopf. „Vater, das kann nicht sein,“ meinte sie traurig. „Vor zwei Jahren hätte ich vielleicht so einen Mann nehmen können und wäre ihm mit der Zeit gut geworden. Jetzt nicht, das ist für mich vorbei.“ — „Vorbei? Warum, meine Tochter?“ — „Ich habe einen andern Mann so lieb, wie meine Seele, so lieb, daß ich keinen Sinn für ein Haus haben würde, in welchem er nicht wäre, daß ich unehrlich und schlecht gegen den handelte, dem ich verspräche, eine treue und liebevolle Frau zu sein. Ich muß nun schon allein leben und sterben, Gott hat es so gewollt; ich mag keinen Menschen betrügen. Es sind der Mädchen genug in der Welt, und ein guter Mann findet immer eine gute Frau.“ —

Der Alte schüttelte betrübt sein greises Haupt, und als Mittags Anna Mienchen und dem Herrn Pathen von der seltsamen Werbung erzählte, streichelte Mildner ihren Scheitel, und Mienchen sagte freundlich: „Mein armes Kind!“ —

Und der Abend kam, er war lind und mild. Am Himmel stand der Mond und goß sein weißes Licht in die

Gänge des Gartens, und in der Weinlaube saß Anna und streichelte die kleine Misia, die gesund und zierlich, wie sonst sich auf ihrem Schooß wälzte und leise schnurrend ihre Hand leckte.

Das Käzchen hatte seinen frühern Feind und spätern Gefährten Mylord vergessen. Die Wunden, die er ihr beigebracht, waren geheilt. Wie glücklich ist ein solches Thier, dachte Anna, das keine andern Schmerzen als körperliche kennt, dem nie das Herz weh thut in der Erinnerung an vergangenes Glück, das sich nie bitterlich sehnt nach Freude, die es nur ahnt. O mein guter, herziger Pathe Mildner, wie viele Stunden schmerzlicher Sehnsucht mag er hier in dieser stillen Laube verlebt haben, und wie lieb muß Misia ihm sein, als ein Erinnerungszeichen an sie, die ihn bis zum Tode geliebt! Ach, ich wollte, ich hätte Herrn Alfred gebeten, mir seinen Mylord hier zu lassen, es wäre ein lebendiges Geschöpf, das er auch lieb gehabt und das mit seinem Schmeicheln und Liebkosen mir so viel glückliche Stunden gegeben hätte. Ein Hund ist ein klügeres und liebevolleres Thier als eine Katze. Der gute, liebe Mylord, wenn ich nur noch einmal sein seidiges Fell streicheln könnte! —

Jeder Mensch hat in seinem Leben einen Augenblick, in dem die guten Feen ihm Wünschenkraft geben. In Anna's Leben war dieser Augenblick erschienen, denn Mylord stand vor ihr und sah mit seinen Augen, die in der

Dunkelheit der Laube wie Rubinen glänzten, auf Misia, die sich auf Anna's Schooß zornig sträubte.

„O lieber Gott, Mylord, Mylord, mein Hund, mein liebes, schönes Thier!“ rief das Mädchen außer sich. Doch auch in der höchsten Freude das Wohl und Weh ihrer Freunde nicht vergessend, setzte sie Misia hoch in das Sparrenwerk der Laube und kniete dann nieder und küßte des Hundes rauhen Kopf und klopfte seinen breiten Rücken und erwiderte alle seine täppischen, gutmüthigen Liebkosungen und fragte einmal über das andere: „Wo kommst Du her, mein Mylord, mein prächtiger, einziger Hund?“

„Und nicht einmal fragst Du, Anna, wo hast Du Deinen Herrn, Mylord?“ sagte eine sanfte, bebende Stimme draußen vor der Laube, — und plötzlich — sie wußte gar nicht, wie es geschehen, und konnte auch späterhin nie darüber in's Klare kommen, — lag das Mädchen schluchzend, jubelnd, bebend an Alfred's Brust und erwiderte zum erstenmal rückhaltlos seine Küsse und weinte selige Thränen an seinem Herzen. Er war da, er war wiedergekehrt, er liebte sie, gleichviel, wo er hergekommen. Das Glück ist immer ein Wunder, und alle guten Gaben kommen von oben. —

Aber Alfred wollte gefragt sein, hatte er doch so vieles zu erzählen, und darum forderte er seine süße Braut auf, nun gleich hinein zu gehen zu Pathe Mildner. Da saßen sie denn bald in Fräulein Wienchens Stübchen, der

alte Landrichter, Mienschen, Meister Beermann, Alfred und Anna. Mylord schlief lang gestreckt auf Missia's weichem Lager, und diese spielte mit dem Knäuel von Fräulein Mienschen's Strickzeug.

Und Alfred erzählte. Er hatte gerade nicht sehr viel Begebenheiten mitzutheilen, denn was er äußerlich erlebt während dieses Jahres, war nur unbedeutend, da er es in eifriger Arbeit auf dem Lande zugebracht hatte, um sich zu einem praktischen Dekonomen auszubilden. „Meine Poesie,“ sagte er lachend, „ist eigentlich nur wie ein Dessert am Tisch des Lebens, das wohl einer substantiellen Nahrung bedarf. Arbeit ist das Grundprincip alles Glückes, jeder geregelten Existenz. Wer nicht arbeitet, ernsthaft, reell, der kommt auf böse Gedanken, der bedarf der Zerstreungen, der Aufregungen, der Leidenschaften, um über das Leben hinweg zu kommen. So entschloß ich mich denn, das Geschäft zu erlernen, das unter allen das heiligste, das nothwendigste, das segensreichste ist. Ich bin ein Bauer geworden, Anna. Ein Bauer im alten lieben Vaterlande bedarf der treuen Hülfe eines liebenden fleißigen Weibes aber so sehr, wie der Farmer in Amerikas Wäldern. Daß ich die Geldmittel besitze, um unsere gemeinsame Existenz mit manchen Annehmlichkeiten für Geist und Herz zu schmücken, die wir dort nicht haben könnten, das, mein Mädchen, kann unser Glück nur erhöhen, und wird unsere geprüfte Liebe nicht

beeinträchtigen. Daß wir keine gefahrvolle Seereise zu machen haben, um auf unser ländliches Eigenthum zu kommen, ist für Deinen alten Vater gut und für uns nicht unangenehm. Daß wir überdies in der Nähe unserer besten Freunde, unserer Wohlthäter bleiben, — gelt, mein Lieb, das ist so gar wunderschön! Denn ich, meine Anna, habe Buchensee gekauft, und Herr Selbing hat nur das Geschäft mit dem Grafen in meinem Namen abgeschlossen.“

„Selbing?“ fragte Anna erröthend, „kennst Du den Mann, und was für eine Art Mensch ist er wohl?“ — „Ein tüchtiger Landwirth, der Dich gern zur Frau gehabt hätte, und mir das sagte, denn er hat Dich mehr als einmal gesehen; ich aber bat ihn, den Gedanken aufzugeben, dagegen mir eine Anfrage an Dich in seinem Namen zu gestatten.“ —

„Aber wenn Anna nun ja gesagt hätte?“ fragte Fräulein Mienehen ganz erschrocken. — „Ei nun, so wäre ich an Selbing's Stelle erschienen, und hätte meiner Anna gezeigt, daß ein Männerherz, wenn es einmal eine rechte und ächte Liebe empfindet, ebenso treu, vielleicht noch treuer als ein weibliches ist.“ — „Nein, nicht treuer!“ flüsterte das Mädchen; „ein Mann hat so vieles außer seiner Liebe, ein Mädchen nichts außer ihr in der Welt. — Für uns ist die Liebe das Sonnenlicht des Lebens, es kann nichts grünen und blühen, nichts glänzen und schimmern in unserm Dasein ohne dessen segenvollen Einfluß.“ —

„Mein Gott!“ sagte Alfred, „wie seltsam! Am Abend, als ich Dich zum erstenmal sah, dachte ich, die Erde sei ein erbärmlicher Stern, weil sie aus sich selbst nichts hervorbringen könne, ohne den Einfluß der Sonne.“ — „Das war recht wie ein Mann gedacht,“ entgegnete Anna. „Mir kommt der Einfluß, den die Gestirne auf einander ausüben, und besonders der Segen des Sonnenlichts immer wie etwas göttlich Schönes vor. Alles empfangen von einem erhabeneren Wesen und dadurch erst selbst etwas werden — ach das ist —.“ — „Das ist Liebe,“ rief Alfred, „weibliche Liebe, meine Anna! Und geben, erhalten, anregen, das ist Männerliebe und die eigentlichsste Seligkeit für die stolze Kreatur Mann. Darum mögen auch wohl so viele hochbegabte Männer einfache Frauen gewählt haben. Die Empfänglichkeit für den geistigen Einfluß des Mannes liegt in der Einfachheit des weiblichen Herzens, das Weib, das durch sich selbst schon alles ist, bedarf ja nicht der Einwirkung der Liebe, wie ein selbstleuchtender Stern nicht des Sonnenlichtes bedürfte.“

Sie sind verheirathet, Anna und Alfred, und in Buchensee, in dem kleinen, ganz dem Mildner'schen Hause ähnlichen Häuschen wohnt das Glück. Anna sorgt für Haus und Garten, und Alfred ist ein tüchtiger Dekonom. Er hat

da immer noch viel zu erlernen, zu erstreben, aber er lernt und strebt gern, und mit ihm lernt sein heiteres, verständiges Weib. Der Garten am Hause führt an den Wald; man weiß nicht, wo er aufhört, aber nach einem kleinen Spaziergange zwischen uralten Bäumen findet man sich am Rande des klaren Sees, der der ganzen Besitzung den Namen giebt. Hier sind jetzt Ruheplätze angebracht, ein Badehaus ist gebaut, und reizende Fernsichten öffnen sich dem Auge im Waldesgrün. Die Honoratioren von D. kommen zuweilen zu dem Gutsbesitzer, Herrn Alfred S., und trinken am See vortrefflichen Kaffee, den die junge Hausfrau bereitet. Herr S. ist ein wohlhabender und sehr verständiger Mann, obgleich er keinen Titel hat. Daß er ein liebenswürdiger Dichter, ein tiefer, tüchtiger Denker ist, wissen die guten Leute kaum, und es schadet ihm das gar nicht, denn die große Welt einer kleiner Stadt schätzt die materiellen Vorzüge eines Menschen mehr als die geistigen.

Mylord und Missa sind gänzlich versöhnt und leben bei wechselseitigen Besuchen in so freundschaftlichem Verhältnis, daß Missa sich ohne Scheu auf Mylord's breiten Rücken legt, wenn dieser ihr Lager eingenommen. — Dem Landrichter Mildner steht in kurzer Zeit ein neuer Pathenstand in Aussicht, der ihn zum Gevatter seiner liebsten Pathin machen wird. —

Der Geist des Martin Grunewald.



Eine märkische Spukgeschichte.

Erstes Capitel.

Vornehme und geringe Leute.

Eine der traurigsten Gegenden der keineswegs von der Natur reich bedachten Mark ist diejenige, welche jetzt zum Sternberger Kreise gehört. Früher war dieser District unter dem Namen des Knöbellandes bekannt und verrufen, und heute noch benennt ihn Mancher in eigenthümlich poetischer Weise: die Hunde-Türkei. Wie aber jede Stadt ihre Merkwürdigkeit, jedes Gesicht irgend einen kleinen Reiz, so hat auch jede Gegend einen Punkt, der für ihren Schmutz gilt, und je öder es rings umher ist, desto freundlicher erscheint dieser Ausnahmepunkt; fühlt doch der Reisende in den Däsen der Sahara sich wie in's Paradies gerückt, im Schatten weniger Palmbäume am Ufer eines murmelnden Baches.

Auch der Sternberger Kreis, — sandig genug, um alle Poeten Deutschlands, von den Minnesängern bis auf

den heutigen Tag, mit Borräthén von Streusand zu versehen, ohne daß dadurch die Nachkommen bis in's tausendste Glied im geringsten beeinträchtigt würden — hat seine Dase. Es ist die frühere Johanniter-Comthurei Lagow, ein Städtchen, so groß, daß die Köpfe der Vorderpferde eines vier-spännigen Wagens in dem Augenblicke das Ausgangsthor berühren müssen, wo die Hinterräder des Wagens das Eingangsthor passirt haben.

Aber Lagow verzichtet auf den Ruhm, eine große Stadt zu sein, und begnügt sich mit dem, den seine reizende Lage zwischen zwei waldumkränzten Seen ihm sichert.

Keine Eisenbahn, keine Chaussee, keine große Poststraße führt durch dies liebliche abgelegene Fleckchen von Gottes Welt.

Die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts hat es vielleicht für ein vergessenes Stückchen des Paradieses gehalten und ist an ihm vorübergebraust, ohne es zu berühren.

Das Städtchen selbst, so weit es zwischen den bewußten beiden Thoren liegt, ist nur eine einzige reinliche Straße, von kleinen, meist einstöckigen Fachwerkhäusern mit abschüssigen Dächern; aber vor den Thoren giebt es einige hübsche Gebäude von grünen Gärten umhegt, die sich nach den Seen herunterziehen und den Honoratioren Lagows gehören; und auf einem Hügel liegt das alte Johanniter-

Schloß noch wohl erhalten und bewohnbar. Gartenanlagen ziehen sich grün und duftig hügelab, umgeben die kleine hübsche alte Kirche und streuen den Mixen Blüthenschnee auf den Krystallspiegel, den jene ihnen lächelnd vorhalten.

Das Lagower Schloß gehört seit einiger Zeit einer adeligen Familie, die es der Regierung bald nach der Säkularisation des Johanniter-Ordens für einen sehr geringen Preis abkaufte und bewohnbar erhält, aber nicht bewohnt, weil sie sich von ihrem nahe gelegenen Stammgute nicht trennen mag.

Meistens stehen daher die hallenden Säle, die hohen, lustigen Schlafgemächer leer. In den lichten Corridors weben, ungestört von naseweisen Besen, riesige Spinnen ihre Netze und durch die Bogenfenster schaut Madame Schwalbe, ihr Nestchen bauend, neugierig in die Zimmer.

Vor einigen Jahren aber war das anders. Eine reiche Herrschaft aus der Residenz hatte das Lagower Schloß zum Sommeraufenthalt gemiethet. Eine junge Dame sollte dort unter Aufsicht ihres Arztes, Bäder, Ziegenmilch und Landluft zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit gebrauchen. Die Zimmer wurden gelüftet, Möbel kamen an, in Wagen, so groß wie ein Lagower Bürgerhaus, Tapezierer, Tischler, selbst ein Paar Leute vom Herrn Feilner, dem berühmten Ofenfabrikanten, kamen mit ihnen, und als dieser Menschentrost sich wieder entfernt hatte, hielt

an einem sonnenhellen Frühlingstage ein sehr schöner verdeckter Wagen vor dem Schloßthore. Ein eleganter Lakai in schwarz und grüner Livree stieg vom Bod und öffnete die Wagenthür, aus der zuerst ohne seine Hülfe ein hübsches junges Mädchen auf den Boden sprang. Ein dicker Herr in schwarzer knapper Kleidung folgte ihr und bemühte sich eifrig um zwei Damen, die endlich auch zum Vorschein kamen.

Beide aber waren verschleiert, trugen weite Staubmäntel, und die neugierigen Bewohner Lagows, die aus allen Fenstern nach der seltenen Begebenheit schauten, konnten nicht inne werden, ob sie alt oder jung, schön oder häßlich waren. Das junge Mädchen lief indeß sehr eilig die große überwölbte Treppe hinauf, rief nach dem Portier, der dort irgendwo in einem Kämmerchen sein Geschäft, das Schusterhandwerk treibt, und befahl ihm, die Zimmer sogleich zu öffnen und im Besten eiligst und schleunigst Feuer in Ofen und Kamin anzuzünden.

Sie war sehr hübsch die Kleine, welche so gut zu befehlen verstand, sehr hübsch, sehr graziös, und erschien, obgleich nur ein elegantes Berliner Kammerkätzchen, dem alten Lagower Schuster als der Inbegriff aller Schönheit und Vornehmheit.

Der Alte rasselte mit seinen Schlüsseln, nahm die Brille ab, rief die Treppe hinauf und hinab: „Mutter!

Mutter!“ und zog dadurch ein reinliches altes Weibchen, klein und mager wie der Geist der seligen Echo, aus irgend einem Winkel des mächtigen Gebäudes auf den Treppenplatz, die sich nun sogleich an's Aufschließen, Feueranzünden zc. mit solchem Eifer und solchem Geschick machte, daß es einleuchtend war, sie kannte hier jeden Raum und verstand ihre Sache aus dem Grunde.

Die Herrschaft war indeß ebenfalls die Treppe hinaufgekommen, obgleich mit Rücksicht auf eine der Damen, welche jeder Tritt anzugreifen schien, sehr langsam, und als die Kranke in den Saal trat, war die Kammerjungfer schon dort, nahm Hüte und Mäntel ab, schob Lehnstühle in den sonnenerhellten Fensterraum, hing die Reisehüllen in verschiedene Schränke, schob den Damen-Fußpolster unter und verrichtete tausend kleine Dienste, nicht nur geschickt, sondern mit wirklich liebevollem Eifer. Die Damen waren Mutter und Tochter.

Madame Siewers, die Mutter, Wittwe eines Millionen reichen Berliner Banquiers, hatte auf dieser Welt Nichts, woran ihr Herz hing, als nur eben diesen Schatten von einem Kinde.

Klara Siewers war die letzte von drei Schwestern, von denen die älteste kurz nach ihrer Verheirathung an einem Nervenfieber, und die zweite in Folge eines Sturzes vom Pferde an einer Hirnentzündung plötzlich gestorben.

Klara, die einzige Erbin eines fast märchenhaften Reichthums, kränkelte seit einem Jahr und jetzt schien ihre Stirn bereits vom Finger des Todes gezeichnet.

Madame Siewers war fassungslos bei dem Gedanken an den möglichen Verlust ihres einzigen Kindes. Sie hatte sich an alle Aerzte Berlins gewandt, keiner gab Hoffnung, nur Muldner, der vieljährige Hausarzt der Familie, ließ den Muth nicht sinken. „Es war immer ein gesundes und kräftiges Kind, das liebe Klärchen,“ sagte er, die Mutter tröstend; „und das müßte schlimm sein, wenn wir eine siebzehnjährige Organisation nicht zurecht rücken sollten, falls wir die Sache nur ernstlich angreifen.“

Klara's Zustand war eigenthümlich. Sie war in der Pension erkrankt, in welche die Mutter sie zur Vollen- dung ihrer Ausbildung gethan hatte. Sie fieberte Nachts, weinte oft Tage lang, sprach im Schlafe graufige, ängstliche Dinge und die jugendliche, frische Gestalt ward bleich und hager. Das währte nun ziemlich ein Jahr. Doctor Muldner hatte gänzliches Losreißen aus den alten Verhältnissen, Aufenthalt in ländlicher Einsamkeit, kalte Bäder und Ziegenmilch verordnet und das alte Schloß Lagow als den passendsten Ort für diese Cur vorgeschlagen. Es muß aber dabei bemerkt werden, daß Doctor Muldner Lagow und dessen Vorzüge gewiß am besten kennen mußte, denn er war dort geboren, der Sohn des früheren Amtmanns;

und da er seine Patientin begleiten sollte, so führte er sie an einen Ort, wo er für seinen Theil wenigstens Bekanntschaften und Freunde hatte.

Außer dem Lakaien und dem Kammermädchen waren keine Berliner Dienstboten mitgekommen und zur Hülfe für diese die alte Portiere engagirt, die willig und freudig alle größern Arbeiten übernahm, während Meister Rohr, ihr Mann, gern Psricmen und Draht ruhen ließ und die wenigen Dienste den drei Gästen leistete, zu denen dem Lakaien noch männliche Hülfe erforderlich schien.

Während am Tage der Ankunft Frau Siewers sich mit Hülfe Hannchens und des Doctors um ihr krankes Kind bemühte, saß der alte Rohr in seinem finstern, höhlenartigen Zimmer, dessen einziges Fenster auf einen einsamen Hof sah, vier Ebereschenbäume, eben aufblühend, beugten sich dort schattend über einen Brunnen, dessen reich geschmückte Einfassung eher Italien als einem märkischen Städtchen anzugehören schien.

Mutter Rohr hatte einen Brief in der Hand, die Brille auf der Nase und las vor:

„Herzlich geliebte Eltern!

Da denn nun meine Zeit vorüber ist und ich ein ehrenhaftes Zeugniß bekommen habe, so will ich auch nicht länger anstehen, diese große Stadt verlassen und bald möglichst zu Euch in die liebe Heimath zurückkehren.

Ich bin ein tüchtiger Musikant im Regiment gewesen und spiele wohl jetzt alle Instrumente, die es giebt, so Blas- als Streichinstrumente, aber die Tischlerei habe ich auch nicht vernachlässigt, und ich denke, daß ich mich in Lagow und der Umgegend werde gut ernähren können. Seid freundlich gegen die Jungfer Hannchen, die Euch diesen Brief bringt; sie ist guter Leute Kind aus Berlin und ein sehr anständiges Mädchen. Die reiche Herrschaft, bei der sie conditionirt, liebt sie gar sehr und hält große Stücke auf sie, besonders seit das arme Fräulein so krank ist. Wenn Gott seinen Segen giebt, und Jungfer Hannchen sonst will, so denke ich, sobald ich mir das Nöthigste erspart habe, werden wir Mann und Frau und wollen Euch, herzlich geliebte Eltern, dann recht pflegen und warten, daß Ihr's auf Eure alten Tage gut habt.

Macht mir meine kleine Stube zurecht, und vergeßt nicht, den Myrthenbaum hinein zu stellen für meinen Schatz zum Brautkranz.

Gott befohlen liebe Eltern, es grüßt Euch sehr
Euer liebender Sohn

Fritz Rohr,

Trompeter im —ten Garde-Regiment.“

Der alten Mutter Rohr liefen Thrän' auf Thräne über die gefurchte Wange beim Lesen dieser Epistel. Die arme Proletariermutter liebte ihr einziges, wohlgerathenes

Kind nicht minder, als die reiche Dame, und sie war sehr stolz auf die Wahl, die ihr Fritz getroffen, denn die hübsche, flinke, zierliche Kammerjungfer kam ihr nicht weniger als ihrem alten Gatten, wie eine ganze Dame vor. Ihr Fritz, ihr lieber, schöner Sohn, sollte nach fast sechsjähriger Abwesenheit heimkehren. Sein liebliches, jugendliches Gesicht sollte sie wieder sehen, täglich sehen; er wollte neben ihr, neben dem glücklichen Vater sein Leben beschließen.

„O Du grundguter Gott, Du herzlichender Vater!“ betete die entzückte Mutter. „Ich danke Dir, ich danke Dir!“

Aber während sie betete, war sie herunter in den kleinen Hof gestiegen, um auch etwas zu schaffen für den lieben Sohn.

An der Sonnenseite des stillen Raumes, den das Viereck des Schloßgebäudes einschließt, standen zur Zeit eine Reihe großer und wohlgepflegter Topfpflanzen, darunter ein Myrthenstock, ein wahrer Riese seines Geschlechts und bedeutend höher als die kleine Mutter Rohr.

Sie besprengte noch einmal die Pflanzen mit dem Wasser des Brunnens, das kühl und krystallhell ist und zog die leichten Zweiglein durch ihre dürrn Finger.

„In seine Stube setzen soll ich Dich,“ sagte sie dann lächelnd zu der Myrthe. „Er denkt, Du bist noch so ein Bäumchen, wie vor sechs Jahren, ja wart', Du bist ge-

wachsen und stark und alt geworden. Zwanzig Brautfränze kaunst Du hergeben, und wirst noch nicht Noth leiden an lustigen grünen Zweigen."

In dem Augenblick kam das Kamerjungferchen die herrschaftliche Treppe athemlos herabgelaufen.

„Um Gottes Willen, Frau Rohr, beste, allerliebste Frau Rohr, kommen Sie, kommen Sie geschwinde, meine junge Herrschaft liegt in Krämpfen, helfen Sie uns, sie zu Bette zu bringen, und schaffen Sie noch ein Mädchen aus dem Dorje hierher, denn wir bändigen das schwache Kind kaum, so fliegen ihr Schulter und Brust!"

Frau Rohr lief hinauf, gefolgt von Hannchen. Auf dem prächtigen Sopha lag das junge bleiche Mädchen, mit fliegendem Busen, mit zuckenden Lippen; der Arzt hielt eine ihrer Hände und prüfte ihren Puls. Zu ihren Füßen kniete die trostlose Mutter, und nannte sie mit tausend Schmeichelnamen, aber ihre Bemühung, die Aufmerksamkeit der Leidenden auf sich zu lenken, war vergebens.

Klara's Auge hing wie gebannt, wie verzaubert an einem der alten Ritterbilder, die die Wand des Saales deckten, und von Zeit zu Zeit rang sie die bleichen Hände und schrie: „Er ist's, er ist's, o auch hierher verfolgt mich das Elend.“ Das Porträt aber hatte gar nichts Grausenhaftes. Es stellte einen jungen, schlanken Mann vor, in der Tracht der Johanniter. Das Gesicht blaß und fein,

hatte den Ausdruck, den man heut zu Tage blasirt nennen würde, aber es war sehr schön, dunkle Locken, ein zierlich brauner Knebelbart, ein griechisches Profil und ein weibisch weicher Mund, der lächelnd zwei Reihen weißer Perlenzähne zeigte, gaben ihm etwas Ausgezeichnetes, etwas das Niemand so leicht vergessen konnte, der es einmal erblickt, und unter dem Bilde mit dem neumodischen Gesicht stand mit sehr altmodischer Schrift geschrieben:

Ritter Martin Grunewald,

Comthur zu Lagow † am 11. Mai 1658.

— Friede seiner Seele! —

„Decken Sie das Bild zu, liebe Jungfer!“ flüsterte Frau Rohr dem Kammermädchen in's Ohr. „Verhängen Sie es so dicht als möglich. Es ist fest in der Mauer, wegnehmen kann man's nicht, aber die Augen anzusehen thut keinem Menschen gut.“

Hannchen setzte den höchsten Stuhl auf den höchsten Tisch, sprang, leicht wie ein Vogel, auf diese Vorrichtung und hing ihr schwarzseidenes Schürzchen dem seligen Martin Grunewald so dicht über die Nase, daß die garnirten Täschchen ihm gerade die zauberischen Augen verdeckten, dann aber sprang sie hinab und — wahrhaftig es half, die Krämpfe legten sich, die Brust hob und senkte sich ruhiger und in einer Viertelstunde war sie eingeschlafen.

Zweites Capitel.

Liebe und Liebelei.

Im Schloßhof zu Lagow stand Hannchen. Sie hatte die Arme auf die Brüstung des Brunnens gekreuzt und schaute gedankenvoll in die dunkle Tiefe.

Was sie dachte, war nicht sehr fröhlich und zog ernsthafte Falten um den hübschen, sonst stets lachenden Mund. Sie dachte an's Heirathen!

Nun ist das ein Gedanke, der sonst gewöhnlich keinem Mädchen unangenehm ist. Heirathen, den Fritz heirathen, dachte sie, hier bleiben Zeitlebens in dem kleinen Nest, wo es weder Theater noch Militärmusik gab! Wo man in einer kleinen, rauchigen Stube tanzte und auch nur höchstens bis zehn Uhr am Sonntag Abend! — Hier den Fritz heirathen, wo er kein stattlicher Gardiste, sondern ein Tischlergeselle, höchstens so ein kleinstädtischer Meister und Bürger ist! Wo man nicht Sonntags mit ihm nach Moabit oder in dem Thiergarten promeniren kann, sondern nur

dort in den Buchen am See! — Das war zu überlegen! Das Kammerjungferchen aus der Residenz hielt sich für viel zu schade für die kleine Stadt. Was nuzte ihr hier der neue Sonnenschirm, die Sammt-Mantille, was das Barege-Kleid mit den vier Belants. Sie zuckte die Achseln unwillkürlich, wenn sie daran dachte, daß diese Herrlichkeiten künftig nur vor den Augen der Kleinstädter sollten erschaut werden.

Aber neben der Erinnerung an ihren Putz, an Tanz und Theater, stand auch die an den Fritz lebendig vor ihrer Seele.

Fritz galt für den schönsten Menschen im Regiment, man nannte ihn in Berlin den schönen Hautboisten; der König hatte mehr als einmal mit ihm gesprochen, weil er ihm aufgefallen. Aber des Fritzens Schönheit war eigentlich das Wenigste. Ein so treues Herz gab's nirgends mehr auf der Welt, und er hatte sie lieb wie sein Leben, wie seine Augen — das wußte Hannchen nur zu gut. Wie lockend ihr auch die Lust der Residenz, Ball, Theater, Feuerwerk und Musik erschien, ohne den Fritz neben sich, der mit ihr tanzte, schäkerte, der sie auf stillen Heimwegen an's Herz drückte und sein Mädchen sein Alles, seine ganze Welt nannte, war ihr alle Pracht doch auch todt und leer. Am Ende doch lieber hier mit ihm in diesem Nest, als ohne ihn in Berlin, so schön es ist, dachte sie mit ganz

schmerzlich verzogenen Lippen und — in dem Augenblick war er hinter sie getreten, schlang den Arm um ihre feine Taille und sagte: „Wie Du hübsch ausschaust, mein Herzensmädchel, hier am Brunnen, ich sehe Dir schon eine Weile zu und kann mich nicht satt freuen an Deinem lieben Gesichte.“

„Wie Du Einen nur erschrecken kannst, und was das für eine Art ist, einem anständigen Mädchen so das neu geplättete Kleid zu zerknüllen,“ sagte sie, sich mit schnippischem Weisen von ihm losmachend.

Er aber sah sie an, so treuherzig, so liebevoll und sagte gar Nichts, und was er that, das verrathen wir nicht, der Brunnen-Nix hat's gesehen, und auch die blaubrüstige Schwalbe auf dem Drachenkopf der Dachrinne — aber die sind verschwiegen wie ich.

Hannchen mußte sich aber doch von der wertlosen Expectoration ihres Liebhabers beruhigt fühlen, denn sie lehnte den kleinen hübschen Kopf auf seine Schulter und sagte:

„Wenn's hier nur nicht so gewaltig still und gräulich wäre, Fritz. Geh't's denn gar nicht, daß Du in Berlin bleibst, wo man doch unter Menschen ist, wenn man sich heirathet?“

Der ehemalige Garde-Trompeter hatte den Arm um seines Mädchens schlanken Leib gelegt und sie vom Brun-

nen weg in die offene Vorhalle eines Seitenflügels geführt.

Hier stand an der Wand auf den schwarz und weißen Marmorfliesen des Fußbodens eine geschnitzte Bank von Eichenholz. Auf diese setzte er sich und zog Hannchen auf seine Kniee.

Sein Gesicht war ernst und seine Stimme klang traurig, als er ihr auseinander setzte, daß er hier, gerade hier in dem kleinen Nestchen leben und sterben müsse.

„Denk' an meine alten Eltern, Hannchen!“ sagte er, während seine Augen liebevoll an ihrem Gesicht hingen. „Denke daran, daß ich ihr einzig Kind bin, und für sie sorgen muß, wenn ich auf Gottes Segen hoffen will. Ich hab' Dich lieb, Gott weiß, mehr lieb als meine eigne Seele, aber, und wenn mir das Herz zerrisse, ich müßte Dir Balet sagen, wenn Du Berlin nicht lassen könntest.“

„Aber die Eltern könnten ja zu uns ziehn —“ meinte sie kleinlaut.

„Geht nicht, Hannchen. Die Alten haben hier Wohnung und Holz frei, sie haben ein Fleckchen Land im Felde, und im Garten unten ein Paar Gemüsebeete, dazu hat der Vater seine Schusterei und die Mutter die Wirthschaft hier mit Fegen, Stauben und Putzen, wofür sie was Gewisses den Monat bekömmt. Mir selbst wird's auch hier an Arbeit nie fehlen, ich bin mit allen Herrschaften hier bekannt,

habe mit dem Herrn Pfarrer, mit dem Herrn Rentmeister zusammen gespielt, als wir Jungen waren, die werden dem Fritz Rohr nicht vorbei gehen. Wie könnt' ich daran denken, in Berlin das Bürgerrecht zu kaufen — wie sollt' ich's möglich machen, dort ein Geschäft einzurichten, das uns und meine alten Eltern ernährt!"

Hannchen seufzte und schlang den schönen Arm enger um den Hals ihres Liebsten.

„Ja, wer reich ist,“ sagte sie dann nach einigem Schweigen, „der kann und hat schon Alles.“

„Gesundheit, Liebe und guten Muth, kann man für Geld nicht kaufen,“ entgegnete Fritz.

Sie sah eine Weile vor sich nieder und antwortete dann munter:

„Wahrhaftig, Fritz, da hast Du doch recht, das seh' ich an meiner Herrschaft.“

„Was fehlt denn dem armen Kinde?“ fragte er theilnehmend.

„Ja, das ist eine besondere Geschichte,“ flüsterte sie, und sah sich um, ob auch irgendwo noch ein anderes Ohr, als das ihres Liebsten hören könne, was sie, ein echtes Kammermädchen, über Diejenigen in Erfahrung gebracht, deren Brot sie aß. „Ich weiß besser was da los ist als Madame, besser vielleicht als der Doctor. Ich höre sie oft — das Fräulein nämlich, — in der Nacht im Schlafe

reden und weiß auch was sie zu Madame, zum Doctor sagt, — ich weiß auch was sie schreibt und lese es immer.“

„Ist das auch recht, Hannchen?“

„Hör' Fritz, ich bin verschwiegen, über meine Lippen geht kein Wort, außer zu Dir, und Dir sag ich's auch nur, weil Du doch Etwas davon weißt. Wie hieß wohl, Fritze, der Lieutenant von Eurem Regiment, der Dir so ähnelte und der mit einem Mal den Abschied nahm?“

„Bon Grunewald, Hannchen; aber wie kommst Du auf Den, Kind, und hast Du ihn gekannt?“ fragte der Verlobte mit verfinstertem Stirn.

„Na sei kein Narr, Fritze, und denk' Dir gleich was Böses, ich habe den Patron immer nur von weitem gesehn, aber unser Fräulein Klara, die hat ihn gekannt, die spricht von ihm Tag und Nacht und jammert manchmal, daß ein Stein sich erbarmen möchte.“

„Es war ein Thunichtgut der Grunewald,“ warf Fritz ein, „und man sagte im Regiment, daß der König ihn fortgeschickt wegen Sittenlosigkeit, aber kein Mensch weiß das wie und wo von der Sache.“

„Ich weiß es,“ flüsterte Hannchen, „und das arme Kind da oben weiß noch mehr davon. Ich kann mir das nur so zusammen reimen nach Allem was sie sagt und thut,“ fuhr das Kammerjungferchen fort. „Sie war in einer vornehmen Pension, siehst Du, und da waren Prinzessin-

nen und adelige Fräuleins und Gräfinnen und sie die einzige Bürgerliche, aber die Reichste von Allen. Nun ist der Pension gegenüber, eigentlich dem Gartenthore der Pension gegenüber, die Wache, die Euer Regiment bezieht. Da muß der Grunewald sie gesehen und eine Liebschaft mit ihr angeknüpft haben, und später ist er auf einer Strickleiter über die Gartenmauer geklettert oder gar in ihr Fenster, aber die Geschichte ist ausgekommen, und nun hat die Dame, die die Pension hält, dem König das Ganze erzählt, der hat den Grunewald vom Regiment gejagt. Das Kind aber, das arme Klärchen, hat —"

„Woher weißt Du das, Mädchen?“ sagte eine trostlose Stimme dicht neben der Sprecherin, und eine blasse zitternde Hand legte sich auf ihre Schulter.

Hannchen sprang zum Tode erschrocken empor, Fritz war auch mechanisch aufgestanden und salutirte der Herrschaft seines Mädchens, den Finger mit militärischem Anstand an seine weiße Stirn legend.

Madame Siewers sah von dem allem Nichts, ihr Auge hing an Hannchens Lippen, sie war blaß und zitterte heftig, aber sie nahm sich zusammen und fragte bloß noch einmal, „woher weißt Du das, mein Kind?“

„Ach, Madame, Sie wollen mir verzeihen, Sie werden nicht böse sein —“ sagte das Mädchen.

„Ich will Dich segnen, ich will Dich wie eine Tochter

ausstatten, Mädchen, wenn ich den Grund von meines Kindes Elend so erfahre, daß ich vielleicht helfen, vielleicht ihr Leid in Glück verwandeln kann," entgegnete die unglückliche Mutter.

Hannchen nahm sich zusammen, sie winkte dem Fritz, der sich geräuschlos zurückzog, und sagte dann: „Madame wissen Nichts von dem Vorfall in der Pension?“

„Kein Wort, keine Silbe. Mein Kind kam krank in's elterliche Haus zurück, aus dem indeß der Tod den Vater abgerufen hatte. — Sie weinte Tag und Nacht, sie hatte Krämpfe, Fieber, furchtbare Nervenzufälle, aber kein Wort kam über ihre Lippen, das mir Licht über die Ursache ihrer Leiden gegeben hätte.“

„Madame mögen nur die Tagebücher des Fräuleins lesen. Fräulein verschließen sie zwar, aber der Toilettenschlüssel paßt auch zu Fräuleins Schreibtisch. Der Herr, der das Fräulein lieb hat, muß wohl auch sehr schön und liebenswürdig sein, zudem ist er aus einer sehr vornehmen Familie. Es wäre so gerade kein Unglück, wenn Madame da Ja sagten, und, und —“

Frau Siewers sah zu Boden. Ihr bleiches, trauriges Gesicht schien sich ein wenig zu erheitern. „Gott hat mich hierher geführt," sagte sie, „ich verirrte mich oben in den Corridor und ging dann die Seitentreppe hinab, dem

Laut Eurer Stimmen folgend. In jenem Gewölbe konnte ich deutlich jedes Wort verstehen, das Du sprachst.“

„Ja Madame, in diesem gesegneten alten Schlosse, da sind so viele Stellen, wo es widerhallt, so viele Winkel und Treppen und Gewölbe, daß Einem ganz graulich, ganz wie in einem Märchen zu Muth ist. Aber der Herr Doctor, das glauben Sie, beste Madame, wissen mehr von Fräulein Märchen, als sie sagen; ich habe schon daran gedacht, ob sich Herr von Brunwald nicht hier in der Gegend irgendwo aufhalten mag. Der Herr Doctor ist ja hier zu Hause und kennt auf zwei bis drei Meilen in der Runde alle Leute und alle Güter.“

Madame Sievers dachte eine Weile nach, sie war während dieses Gesprächs mit der Kammerjungfer die Treppe hinaufgegangen und durchschritt langsam die hallenden, von der Sonne beschienenen Corridors.

„Ja,“ sagte sie dann, „der Doctor weiß mehr von dieser unglücklichen Angelegenheit, und verschweigt sie mir — um mich zu schonen —“ setzte sie in Gedanken hinzu, und dunkle, schreckliche Bilder, das Geschick ihres einzigen Kindes betreffend, zogen an ihren Mutteraugen vorüber.

Hannchen ging an ihre Geschäfte und Madame Sievers zu ihrer Tochter, die in einem Lehnstuhl lag, bleich, mit geschlossenen Augen, mit zuckenden Lippen.

Sie zog das Köpfchen ihres Kindes an ihre Mutterbrust und sagte seufzend: „O wie mag sie gelitten haben!“

Doctor Muldner war bei der Kranken gewesen und winkte jetzt der Mutter, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen.

Es war ein kleines Gemach, von dem großen Saale durch die Wand getrennt, an welcher das Bild Martin Grunewald's hing. Hochrothe, sehr prächtige Tapeten deckten die Wände dieses Zimmers, und ein Schrank von Eichenholz mit künstlichem Schnitzwerk, vom Alter geschwärzt, nahm die Hauptwand neben der Flügelthür fast bis zur Decke ein.

Man mußte sich unwillkürlich fragen, welcher Art von Geschöpfen die höheren Gefache dieses Schrankes hätten brauchbar sein können. Uebrigens war dieses Ungeheuer verschlossen, und eine blanke Messingplatte, ein Medusenhaupt vorstellend, lag über dem Schlüsselloch.

„Meine werthe, vieljährige Freundin,“ sagte Doctor Muldner hier, nachdem die Beiden auf einer Ottomane Platz genommen hatten, „es ist jetzt wohl Zeit, mit Ihnen zu sprechen und das Geschick Ihres Kindes in Ihre Hand zu legen.“

„Sprechen Sie,“ hauchte Frau Siewers, „und was mein Kind retten, was es mir erhalten kann, ich willige in Alles.“

„Nun wohl, meine Freundin! Klara war zwei Jahre von Ihnen getrennt.“

Sie unterbrach ihn. „Mein Kind war schlecht aufgehoben, obgleich ich sie sicher wählte, wie unter meinen eigenen Augen, heute hörte ich das erste Wort von der Bekanntschaft, die sie in jener Pension gemacht, und kann die Schwere ihres Geschickes ahnen.“

Mulbner zuckte die Achsel.

„Wir wollen das Alles auf sich beruhen lassen, liebe Freundin. Jedenfalls ist es für Klara's Frieden nöthig, sie mit dem Manne zu vereinen, der schwerlich in ihr nur ein Spielzeug für eine übermüthige Laune sah. Grunewald verschwand aus Berlin, ohne dem unglücklichen Kinde Lebewohl zu sagen, und der größte Stachel in Klara's Brust ist wohl der, ihn in's Verderben gestürzt zu haben. Der junge Leichtsinrige ist nämlich nicht reich, und es hieß längere Zeit, er sei in die Algierische Fremdenlegion getreten. Dem ist aber nicht so. Der ehemalige Garde-Offizier ist, wie ich in Erfahrung brachte, in dieser Gegend, er ist mir persönlich bekannt, und ich glaube, daß Sie, meine theuerste Freundin, Zwei glücklich machen können, wenn Sie Vergangenes vergessen und den reuigen Sünder als Sohn annehmen.“

„Wenn mein Kind ihn liebt, sei ihm verziehen,“ sagte die weinende Mutter, „bringen Sie ihn her, mein alter

Freund, und mag er sich bemühen, in Zukunft gut zu machen, was jugendlicher Leichtsinns gefehlt.“

„Ich habe, auf diesen Ausgang bei Ihrer mir bekannten Güte rechnend, ihm Muth gemacht, Ihnen seine Bitte um Klara's Hand an's Herz zu legen, er harret mit Angst auf den Ausgang unsers Gesprächs.“

Der Doctor öffnete bei diesem Worte eine Seitenthür, und ein junger schöner Mann, das leibhaftige Original des Bildes im großen Saale, trat ihnen entgegen.

„Können Sie mir vergeben, gnädigste Frau, wollen Sie mir den Schatz anvertrauen, dessen ich mich so unwerth gemacht habe?“ sagte er mit sehr gewinnender Stimme.

Madame Siewers reichte ihm zitternd die Hand. „Werden Sie der Retter meines Kindes und ich will Sie als Sohn segnen,“ war die Antwort.

Wenige Tage später saß im großen Saale zu Lagow eine anscheinend heitere Gesellschaft beim Thee.

Ein heftiger, kalter Regen machte das Feuer, das im Kamine brannte, höchst gemüthlich und gab dem weiten Raum ein heiteres Ansehen. Die anwesenden Personen, waren Frau Siewers, Doctor Muldner, Herr von Grunewald, ein junger, hübscher Offizier, Lieutenant von Wallner

und die bleiche, schöne Klara, gegenwärtig Grunewald's erklarte Braut.

Der neue Verlobte war die Aufmerksamkeit selbst gegen das kindlich-liebliche Wesen, das zu ihm mit einer Art von Scheu empor zu schauen schien.

Klara wäre sehr hübsch gewesen, wenn das Roth der Gesundheit diese jugendliche Wange übergossen, auf der seinen Lippe gespielt hätte. Jetzt war ihre Persönlichkeit nur lieblich zu nennen, und wie sehr Herr von Grunewald sich auch bemühte, und wie wohl er es verstand, Gefühle zu zeigen, die er nicht in gleichem Maaße empfand, ein aufmerksamer und unbefangener Zuschauer hätte bemerken können, daß er ein Wesen im Zimmer schärfer beobachtete, als seine bleiche Braut, Hannchen, das reizende Kammermädchen. Sie stand an einem Seitentischchen und schenkte Thee ein, und sah — das war unleugbar — so schön, so rosig und so schalkhaft aus, wie nur ein Kammermädchen in irgend einem französischen Lustspiel ausseh'n kann und soll. Auch müssen wir es leider eingestehen, daß die reizende Jose die Aufmerksamkeit, die ihr zu Theil wurde, sehr wohl bemerkte und mit leichter Koketterie anfeuerte.

Ihre Augen ruhten bisweilen verstohlen auf dem Gesicht des Gebieters ihrer Gebieterin, und senkten sich dann plötzlich, wenn dieser den Blick mit einem Strahl des Feindlichen erwiderte. Sie stellte sich so, daß Herr von Grune-



wald sie von seinem Sitz aus nicht sehen konnte und lächelte, als er unter einem feinen Vorwand, mit seiner Stellung eine halbe Wendung vornahm, die ihm das zierliche Bild Hannchens am Theetisch, in dem großen, eingemauerten Spiegel zeigte. Sie erröthete vor dem Blick, den sein Spiegelbild, das sie ja auch nur sehen konnte, ihr entgegenblitzte, zupfte am Schürzenband und schlug die Augen nieder, als aus dem Spiegel der kleine Finger ihr einen Kuß zuwarf, während Daumen und Zeigefinger ein harmloses Arrangement an seinem schönen braunen Bart machten.

Herr von Grunewald hatte keinen Gedanken an die Abscheulichkeit seines Verfahrens, ihm kam seine ganze Situation höchst pikant vor. Es war ein Spiel, das er spielte und das ihn für den Augenblick sehr amüsirte und selbst der Gedanke an das, was er damit wagte, reizte ihn noch mehr. *Quitte ou double!*

Die reiche Braut und das reizende Mädchen, oder Nichts, eine allerliebste *Pointe!*

Nicht so Hannchen! Heimlich schlug sie das Gewissen. Das Gesicht ihres Verlobten, so ähnlich Dem, mit welchem sie liebäugelte — nur daß Fritzens Augen so viel treuer, ehrlicher und liebevoller blickten, als die des gnädigen Herrn da, den sie selbst in der Tiefe ihres Kammermädchen-Herzens einen rechten Spitzbuben nannte, schien vor ihr zu stehen und sie zu warnen, zu schelten.

Es klangen ihr in den Ohren die Liebesworte des treuen, redlichen Jungen, der seit Jahren nun schon für sie lebte und schaffte, der — das wußte sie — für sie in den Tod gegangen wäre, und den sie nun so garstig hinterging. Denn wenn Fritz den Blick gesehen hätte, mit dem Herr von Grunewald seine Braut betrachtete, — Hannchen wußte, er verstand keinen Spaß in der Art — und wenn er nun gar den gesehen hätte, den sie dem Lieutenant zuwarf — Tausend, sie riskirte bei dem einen Blick ihre ganze Zukunft — denn Fritz hätte sie nicht mehr lieb gehabt, wenn er ihn gesehen. Zum Glück war er unten bei seiner Schreinerarbeit, aber die Erinnerung an ihn wirkte nachhaltig.

Hannchen dachte, wie würde es Dir gefallen, wenn er mit dem Fräulein liebäugelte — und obschon sie selbst über den Gedanken lachen mußte, so lief es ihr doch kalt über die Haut. Sie wußte, Fritz liebäugelte mit Niemandem, außer ihr, und jetzt wollte sie auch alle Dummheiten lassen. Sie blickte nur auf ihre Tassen, stellte sich so, daß Herr von Grunewald seiner Braut hätte den Rücken kehren müssen, um sie zu beobachten, und dachte an ihren ehrlichen Liebsten, der nun Grund hatte, mit ihr zufrieden zu sein, als ein schriller Schrei ihre Gedanken störte.

Es war Fräulein Klara, die geisterbleich von ihrem Sitz aufgesprungen war, mit emporgehobener Hand, mit

fierem Blick das Bild des Martin Grunewald anschaute und dann in Ohnmacht fiel.

Aller Blicke richteten sich jetzt nach dem verhängnißvollen Bilde, und wahrhaftig — wenn das Flimmern des Kerzenlichts keine Täuschung hervorbrachte — das Gemälde starrte mit funkelnden, belebten Augen auf die Gesellschaft hinab und — jetzt war Täuschung fast unmöglich — der Augapfel wandte sich nach der entgegengesetzten Seite und blickte nach Hannchen.

„Das ist sonderbar!“ sagte Lieutenant Wallner zu dem lebenden Grunewald, seinen todtten Verwandten ansehend.

„Ah bah!“ meinte dieser, „der Spuk muß eine natürliche Ursache haben.“

„Es giebt viel Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophen Nichts träumen lassen,“ entgegnete der junge Gardeoffizier mit Achselzucken.

Unterdessen trugen Hannchen, Madame Siwers und der Doctor die ohnmächtige Klara in's Schlafzimmer, und die beiden Offiziere blieben mit einander im Saale allein.

Drittes Capitel.

Eine Gespenster-Geschichte.

„Das muß untersucht werden,“ sagte Wallner, „eine Täuschung kann bei vier bis fünf Personen zugleich nicht obwalten, die Augen des Bildes bewegten sich.“

Grunewald zündete eine Kerze an, machte dann dieselbe Vorrichtung, wie einst Hannchen, mit Tisch und Stuhl, zog seinen Degen und stieg zu dem Bilde empor.

Aber vergebens leuchtete er nach allen Seiten an dem alten, massiven Eichenrahmen umher, vergebens richtete er die Spitze des blanken Stahles auf die dunkeln Augäpfel des dämonisch blickenden Comthur, sie zitterten und regten sich nicht, und überall stieß er auf die harte, feste Wand, an der auch keine einzige Stelle hohl klang.

Sie gingen in's Nebenzimmer; auch hier war Alles in Ordnung; der alte Schrank, der Wallner's Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, war verschlossen, das Schlüsselchild mit dem Medusenhaupt fest auf die Unterlage ge-

rostet, und als man es endlich durch die Anwendung von Del beweglich gemacht hatte, zeigte sich darunter das Schließeloch dicht verstaubt. Seit Menschengedenken war hier kein Schlüssel durchgedrungen.

Die beiden Offiziere luden Pistolen und machten sich doppelt bewaffnet daran, das ganze alte Gebäude vom Keller bis zum Boden, mit Ausnahme der Gemächer, welche die Damen bewohnten, zu durchsuchen. Selbst die Höhle des alten Portiers ward nicht übergangen.

Der Greis saß ruhig bei seiner Arbeit, seine alte Lebensgefährtin las neben ihm in einer vergelbten Chronik. Auch in Hannchens Zimmer that man einen eiligen Blick. — Es lag am Ende eines langen Ganges, durch einen Klingelzug verbunden mit den Zimmern der Gebieterin, und sah so zierlich, sauber und niedlich aus, wie die jugendliche Bewohnerin selbst. Die Drangerie, welche Fritz Rohr als Kind gezogen und später, von seiner alten Mutter gepflegt, so prächtig wiedergefunden hatte, war darin aufgestellt und blühte und duftete neben dem Bette und Nähtischchen seiner Braut.

Ein weißer Rock, an dem Hannchen genäht hatte, hing vom Nähtischchen über die Stuhllehne zur Erde hinab und sah aus, als verschleierte er irgend ein Mysterium, aber es stand nichts dahinter, als ein hübsches Fußbänkchen von Polirander mit eingelegter Arbeit, ein Liebesgeschenk des

geschickten Schreiners und der hübschen Füßchen, die darauf ruhen sollten, ganz würdig.

Das letzte Gemach, das die beiden Gespenstfänger betraten, war das des ehemaligen Garde-Trompeters, in dem Fritz Rohr in Hemdärmeln und Militär-Beinkleidern einen sehr hübschen Tisch polirte.

„Wer da?“ rief er im Tone einer Schildwache, und im nächsten Augenblicke standen die beiden Offiziere, bewaffnet und mit Licht versehen, vor ihm. Das Zimmer, welches er bewohnte, war nicht sehr hoch und nur vom Kaminfeuer, an welchem mit einem garstigen Geruch eine Leimpfanne siedete, erhellt. Rings an den Wänden hingen Tischler-Geräthschaften, unter denen seltsam aussehende Schraubenbohrer von allen Größen an der Decke den niedern Raum noch niedriger machten.

Neben dem kleinen Fenster, an das vom Wind gebeugte nasse Aeste und dicke Regentropfen schlugen, waren verschiedene Blasinstrumente auf Gestellen befestigt oder angehängt.

Ein Violoncell stand an der Wand und sah in der matten Beleuchtung aus wie ein Kobold, der schmollend den Kopf weggekehrt. Auf einem kleinen alten offenen Clavier lag Geige und Flöte. In einer Ecke lehnte eine zusammengeschobene Leiter.

„Trompeter Rohr,“ sagte Klara's Verlobter zu sei-

nem Ebenbilde, das ihn mit Blicken ansah, so finster wie der Gewitterhimmel draußen, „was führt Sie hierher?“

„Die Reihe zu fragen ist wohl an mir, denn ich bin hier in meiner eigenen Stube, in der Heimath, wo ich geboren und erzogen wurde, und habe ein unbestreitbares Recht hier zu sein.“

„Brutal geantwortet, wie immer,“ sagte Grunewald mit einem Blick unbeschreiblicher Geringschätzung, „indefß muß man in Ausnahmefällen selbst Brutalität ertragen können. Es handelt sich hier wahrscheinlich um Raub und Diebstahl — ist Jemand hier vorbei gekommen im Laufe des Abends?“

„Niemand, Lieutenant von Wallner,“ sagte Fritz, sich, als ob Grunewald gar nicht gegenwärtig wäre, an dessen Begleiter wendend, „auch wird von Raub und Diebstahl in Lagow wohl nicht die Rede sein, so lange der alte Mohr hier Portier ist. Alle Thüren sind fest verschlossen, die Gartenthore ebenfalls, die Brücken aufgezogen. Niemand kann herein oder hinaus; aber in Lagow ist mehr, als Mancher weiß und denkt, und Schurken und Diebe fürchten sich und kommen hier nicht weiter, weil ein Auge über ihnen ist, das ihnen in's schwarze Herz sieht.“

Grunewald blickte den Trompeter an, mit Augen voll Haß und Ingrimm. Wie Doppelgänger standen die beiden Männergestalten, gleich an Größe, sich ähnlich in je-

dem Zuge, in der militärischen Haltung, und jetzt sogar im Ausdruck, einander gegenüber.

Der Handwerker aber erschien hier in seinen eigenen vier Pfählen als der Gebieter, und mit einer stolzen Handbewegung wies er nach der Thür und sagte mit sichtbarem Doppelsinn: „Geh'n Sie meine Herren, Fritz Rohr beherbergt keine Spitzbuben in seiner armen Stube.“

Das Zimmer des Schreiners lag unter dem Saale, wo das Bild mit den spukenden Augen die Gesellschaft erschreckt hatte. Es bildete eine Art von Zwischenetage über dem etwas tiefer liegenden Parterre und unter dem oberen Geschloß. Seit den Tagen der Kindheit hatte Fritz Rohr diese Kammer bewohnt. Er, der als wilder Junge hier getollt, als Knabe in alle Winkel gekrochen, als Jüngling alle Sagen und Geschichten der alten Burg zu seinem Studium gemacht hatte, er oder Keiner mußte hier Bescheid wissen und konnte den Suchenden Aufschluß geben.

„Hat Ihr Vater den Schlüssel zu dem großen Schrank in der rothen Stube?“ fragte Grunewald, sich in der Thür noch einmal mit finsternem Gesicht zu dem Schreiner wendend.

„Der Schlüssel ist mit dem Comthur Martin Grunewald begraben; es kann ihn holen wer den Muth hat, ihn dem spukenden Gerippe unter'm Schädel hervor zu ziehen.“

Das Gewölbe öffnet der Kister für ein Trinkgeld," antwortete Fritz mit Hohn.

Die Beiden machten die Thüre hinter sich zu, ihre Schritte verklangen in dem Corridor, und nach einigen Minuten saßen sie wieder im Saale am heiterbrennenden Kaminfeuer. Eine Minute später kam Doctor Muldner zu ihnen.

„Wie geht es meiner schönen Braut?“ fragte Grunewald mit einem Lächeln, das seinem schönen Munde einen etwas satanischen Zug gab.

„Besser, sie schläft, das arme Kind; aber sie muß geschont und gehütet werden; bei ihrer gänzlichen Nervenverstimmlung, kann Alteration ihr Tod sein.“

„Hören Sie, Doctor,“ sagte Grunewald, „ich komme mir eigentlich ziemlich seltsam vor in meiner Rolle als Medicament gegen die Nervenschwindsucht.“

Muldner blickte ärgerlich auf.

„Danken Sie Gott, daß Sie noch zu irgend etwas taugen,“ entgegnet er.

„Das ist nun gerade die Sorte Mädchen, die mir ganz in den Tod zuwider sind,“ redete Grunewald weiter, „die bei jeder Gelegenheit ohnmächtig werden und Krämpfe haben, aber der Erbin von einer Million verzeiht ein Ehe-manu Manches. Viel Freude an der Gattin verspreche ich mir in dieser Ehe ohnehin nicht.“ —

„Und denken Sie nicht daran, daß Sie diesen Zustand des armen Kindes verschuldet haben?“

„Na, ein unschuldigeres Rendezvous, als das in der Pension, hat's auf Erden nicht gegeben; aber damals war sie hübsch, und hätte sie nicht den Lärm erhoben, so wäre sie wohl jetzt meine Frau und ich noch im Regimente. Verflucht! verflucht, diese dumme Geschichte!“

„Still! Was war da?“ unterbrach Wallner.

Ein Fußtritt dröhnte schwer die Treppe hinauf, neben ihnen schien eine gewichtige Gestalt, unsichtbar zwar, aber deutlich hörbar, hinzuschreiten.

„Was sind denn das hier für acustische Vorrichtungen, die dieses Gedröhn im alten Schlosse hervorbringen, Doctor?“ fragte Grunewald. „Sie sind ja hier geboren und werden alle die dummen Geschichten wissen, die man sich erzählt.“

Mulbner zuckte die Achseln.

„Ganz kluge und vorurtheilsfreie Leute behaupten, daß der Geist des Comthur Martin Grunewald keine Ruhe in dem Grabe finde, und sich bald dem Auge, bald dem Ohre verschiedener Leute bemerkbar mache. Es liegen große Actenstücke hier auf der Registratur, in denen Augenzeugen bestätigen, daß sie den Comthur in vollem Harnisch, wie er in der Kirche neben dem Gewölbe gemeißelt ist, in den Gängen des Schloßes, an ihren Betten gesehen.“

Zwei, drei Personen, Herren und Diener, bestätigen das mit voller Namensunterschrift. Der letzte Fall der Art findet sich angeführt in den Zehner Jahren dieses Jahrhunderts, mit der Unterschrift eines Stammerrathes Gselner, seines Reitknechtes und eines Referendarius Solt.“

„Ist dieser spukende Grunewald ein Glied Ihrer Familie?“ fragte Wallner.

„Sehen Sie sein Bild an, und Sie haben die Antwort. — Er war ein jüngerer Bruder eines meiner Ahnherrn; man erzählt Mancherlei von ihm in unseren Aemmenstuben. Die alte Wärterin meines Vaters, deren Elternmutter sie noch gekannt hatte, sang auch ein Lied vom falschen Martin Grunewald, das eine traurige Melodie hatte und mir Nachts noch manchmal in die Ohren klingt, aber besinnen kann ich mich nicht darauf.“

In diesem Augenblick durchzitterte ein leise getragener Ton, wie der eines fernen Fagots, die Luft, andere folgten ihm, die eine Weise bildeten, traurig und wild zugleich. Alle hörten es, obgleich verschwommen, wie aus weiter, weiter Ferne herübertönen.

„Das ist das Lied vom Martin Grunewald,“ sagte sein Nachkomme, als die Töne verklungen waren.

„Aber das ist Alles Unsinn, wir müssen eine ernsthafte, nachhaltige Untersuchung anstellen. — Ich lache der alten Geschichten, von denen eine erzählt, daß ein Gru-

newald, der das Lied vom alten Martin durch die Luft tönen höre, wie ich jetzt, dem Tode verfallen sei binnen drei Tagen. Wir wollen sehen, ob sie recht hat!“

„Aber was war denn dieser Grunewald, dieser spukhafte Comthur in Lagow eigentlich für ein Geselle, daß er umgehen muß?“ fragte Wallner, sich zum Scherzen zwingend.

„Das kann ich Ihnen erzählen,“ meinte der Doctor, „denn als Junge waren die alten Chroniken des Schlosses hier meine liebste Lectüre, und die Mutter des alten Rohr, die damalige Portierin, erzählte mir auch unzählige Mal von diesem Poltergeist, dem sie noch überdies auch so einizgermaßen verwandt war.“

„Die Großmutter des Trompeters Rohr?“ fragte Wallner sehr theilnehmend.

„Dieselbe. Sie war damals eine schöne, hohe Greisin mit einem stolzen Gesichte; ihr Enkel gleicht ihr mehr, als seinen beiden verbütteten Eltern.“

„Das wird interessant,“ sagte Grunewald höhniſch, „der rebellische Trompeter, den ich im Regiment gründlich zu scheeren pfl egte, weil mich's ärgerte, daß man ihn mir so ähnlich fand, wäre somit eine Art Better von mir?“

„Nicht anders, wenn die Geschichten wahr sind, die aufgezeichnet wurden in alten Chroniken.“

„Erzählen Sie uns das, Doctor,“ sagte Lieutenant von Wallner.

„Ja, erzählen Sie, tödten Sie die Zeit mit Ihrer Geschichte, und hier ist Wein, wir wollen mehr Holz in den Kamin werfen und den Spukgeist, der uns so unangenehm heute störte, zum Gegenstand unserer Unterhaltung machen.“

Der Doctor begann.

„Die Familie Grunewald muß hier herum bedeutende Besitzungen gehabt haben.“

„Ja, ja,“ bestätigte der verarmte Nachkomme, „noch im siebzehnten Jahrhundert wohnten meine Ahnherren hier herum, und die Dörfer Grunewald, Grunenbagen u. a. gehörten uns alle.“ —

„Gut also,“ fuhr der Doctor fort, „in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren die Grunewald's besonders reich und mächtig, und der Lehensherr hatte zwei Söhne, von denen der ältere die Güter übernehmen und der jüngere, wie das so üblich, in den Orden treten sollte.

„Die Braut des Ältesten war ein gar schönes Mädchen, ein Fräulein von Dypelwitz — halt, gehört nicht das Dorf Grunewald und die übrigen früheren Liegenschaften der Grunewald's jetzt der Familie von Dypelwitz?“

„So ist es!“ bestätigte der Gefragte.

„Nun, das trifft also zu, wie es prophezeit wurde.“

„Prophezeiungen, die man sich hundert und zweihundert

Jahre nach ihrem Ausspruche erzählt, sind gewöhnlich zuge-
troffen," meinte Grunewald.

„Gut! aber weiter; das Fräulein war schön, so schön,
daß nicht nur ihr Verlobter, sondern auch dessen Bruder,
der Johanniter Martin Grunewald, eine Leidenschaft für
sie faßte. Nun kam es aber, daß die Dame den jüngeren
und schöneren, mit einem Worte den Verbotenen, mehr be-
günstigte, als den Gebotenen. Bei alle dem aber ward sie
die Gattin des Lehenserven und gebar ihm bald einen
Sohn, der aber die Züge des Bruders so mit auf die Welt
brachte, daß der Vater den Neugebornen mit einem Schau-
der aus den Armen legte und von Stund an seinen Bru-
der und sein Weib mit Argwohn beobachtete.

„Er nahm auch die Gelegenheit wahr, die sich ihm
bot, den derzeitigen Comthur von Lagow zu vermögen, den
Bruder hierher zu berufen; und als der Abschiedstag kam,
ließ er sein Weib und ihn nicht aus den Augen.

„Leidenschaft ist aber klug und mächtig, und die Lie-
benden trafen sich zum Lebewohl in einsamer Gartenlaube
um Mitternacht.

„Doch auch der eifersüchtige Gatte hatte nicht Ruhe
gefunden; er schlich dem irrenden Weibe nach und fand sie
da, wohin verbotene Liebe sie gelockt hatte.“

„Was in jener einsamen Laube des Gartens zu Gru-
newald zwischen den Brüdern vorgefallen, die Sage gleitet

darüber nur in dunkeln Andeutungen hinweg; die schuldige Gattin schwieg gänzlich. Der ältere Grunewald lag viele Wochen krank, und nur ein vertrauter Priester und ein jüdischer Arzt durften seinem Bette nahen.

„Martin Grunewald kam nach Lagow, den Arm in einer Binde tragend. Jahre lang konnte er kein Schwert ziehen, und bis zu seinem Tode blieb die rechte Hand schwächer als die linke, so daß später ihm der Name: der linkhändige Comthur von Lagow, zu Theil wurde.

„Nun aber wohnte zu Lagow zur Zeit ein Hausoffiziant des Ordens, dessen größter Schatz sein einziges Kind, die bildschöne siebzehnjährige Sybille war. Seine Gattin war gestorben und seinen Haushalt führte eine alte Frau, Renata Rohr genannt, und in der ganzen Umgegend bekannt unter dem Namen „die Kluge Renata.“

„Das junge Mädchen im Amtshause hatte aber immer an ihr keine Mutter; sie durchstrich einsam die Gärten und Felder, sie ruderte allein auf dem See — nicht lange mehr, denn Martin Grunewald sah sie und faßte eine heftige Leidenschaft für sie.

„Seine Schönheit, seine Leiden und die Schicksale, die er bereits gehabt, bahnten ihm den Weg zu dem jungen Herzen. Die alte Aufseherin war vergebens klug, oder war sie mehr klug als gut und redlich; genug, die Leidenschaft fand ihren Weg und eines Tages war die junge Sy-

bille verschwunden — Jahre lang verschwunden, bis Martin Grunewald Comthur von Lagow ward.

„Da erschien sie wieder, verheirathet mit einem erwachsenen Sohne der Renata Kohn, dem man eine Castellanstelle im Schlosse gegeben.

„Sie brachte einen Sohn mit, Fritz Kohn, wie der Trompeter, geheißen, und das verjüngte Ebenbild des alternden Comthur.

„Bei dem aber waren die Jahre gekommen, wo Ehrgeiz über die Liebe geht, er verleugnete die Letztere sogar, weil Ritter und Bürger Anstoß nahmen an der Geschichte. Dessenungeachtet wurde Martin Grunewald gescholten und getadelt von allen Seiten, und am meisten von seiner Schwägerin und dem Nessen, der dem früh verstorbenen Vater im Majorat gefolgt war. Die Ritter, die in Lagow lebten, spotteten über die Vergangenheit ihres Vorgesetzten, und man sagt, daß zu seiner besonderen Qual er Alles erfuhr, was im Schlosse über ihn gesprochen wurde.

„Da geschah es eines Tages, daß er hier in diesem Saale am Ramin saß, sein Nesse, seine stolze Schwägerin und mehrere Ritter bei ihm. Die Rede kam auf die Vergangenheit, und mit vielen Schwüren vermaß sich Martin Grunewald, nie Sybille Kohn geliebt, kaum je mit ihr gescherzt zu haben; er schwur, des Jünglings Vater, der seine Tüge trug, nicht zu sein, und sagte höhnlisch zu seines Bru-

ders Wittwe, daß ja auch ihr Kind ihm gleiche und sie doch die Achtung der Welt und den Glauben an ihre Tugend beanspruche. Er schalt Sybille ein lüderliches Weibsbild und schwur, sie und ihre Brut ans Lagow zu verweisen.

„Ein lauter, heller Schrei soll bei diesen Worten den Saal durchtönt haben, und eine Stunde darauf kam die Nachricht, Sybille Rohr habe sich in den See gestürzt und werde eben als Leiche in's Schloß getragen. Man erzählt, am Sarge der Sybille habe die stolze Schwägerin einen wilden Fluch ausgesprochen über das Haupt des frechen Sünders, der zwei Weiber, die ihn geliebt und sich ihm geopfert, verrathen und verleugnet. Man erzählt ferner, der Erbe der Brunewald und jener Fritz Rohr wären in grimmigem Streit an einander gerathen, und einer von ihnen sei blutend in das Zimmer des Comthurs geflohen und ohnmächtig zu seinen Füßen gefallen.

„Wenige Tage nach dem gewaltsamen Tode Sybillens fand man den Comthur todt in seinem Bette; die Leiche war blau und angeschwollen. Einige erzählen, er habe freiwillig Gift genommen, das er aus Italien sich mitgebracht, andere meinen, die Wittwe Brunewald habe die Schmach, die er ihr angethan, gerächt, indem sie ein Pulver in seinen Trank gemischt, und noch andere, der Teufel habe ihm sein Recht angethan.

„Aber im Grabe fand er keine Ruhe, und wird keine

Ruhe finden, bis das schmäbliche Unrecht, daß er einem unschuldigen Mädchen und seinem Sohne gethan, gerächt ist.“

Doctor Muldner schwieg.

„Eine hübsche Geschichte,“ sagte Martin Grunewald, „und ganz geeignet, jeden jungen Rittersmann von doppelten Liebschaften abzuhalten. Aber Doctor, da Sie denn doch so gut unterrichtet sind über meine spukenden Vorfahren, so sagen Sie uns doch, was ist denn das für eine Geschichte mit dem großen Schranke hier nebenan? Der Trompeter Rohr meinte, der Schlüssel zu demselben läge unter dem Kopfkissen der Leiche des Martin Grunewald, und wer ihn haben wolle, möge ihn dort holen.“

„Ja, ach ja,“ sagte Doctor Muldner, „das hatte ich vergessen; der Comthur hatte diesen Schrank selbst bauen lassen, und kurz vor seinem Tode angeordnet, daß man ihm den Schlüssel desselben in den Sarg legen und daß er uneröffnet bleiben solle, bis Einer aus seiner Familie den Wunsch hege, nachzusehen, was sich in jenem Schranke befände. Dann aber solle jener Neugierige sich den Schlüssel selbst aus dem Grabgewölbe unter der Kirche holen. Was in dem Schranke zu finden sei, sei als Vermächtniß an jenen müthigen Grunewald zu betrachten.“

„Und es sind fast zwei Jahrhunderte verflossen, ohne daß der Schlüssel geholt wurde?“

„Wenigstens ist jener Schrank seit dem Tode des Comthurs uneröffnet geblieben.“

„In der That, das ist ein Abenteuer, das zu bestehen ich nicht übel Lust hätte,“ sagte Brunewald, halb scherzhaft, halb mit dem Ausdruck des Nachdenkens, in dem hübschen blasirten Gesichte; „ich bin so arm und so muthig, daß ich kein Bedenken trage, mich mit einem reichen, epileptischen Mädchen zu vermählen, und mich also alle Tage meines Lebens an eine Art von Gespenst zu fesseln. Ein Gang in ein Gewölbe, ein muthiger Blick auf ein Gerippe, ein fester Griff in einen Sarg, machen mich vielleicht zum Herrn eines Vermögens. Wollen Sie mich begleiten, Wallner? Ich gehe jetzt gleich.“

„Seien Sie kein Thor, Brunewald!“ sagte der Garde-Offizier. „Wenn Geld oder Geldeswerth in dem Schranke wäre, so würde er längst eröffnet worden sein, ist auch wohl schon längst eröffnet, und Sie holen sich in dieser Nacht das Fieber, wenn Sie in dem Regen bis zur Kirche laufen und naß in das eisige Gruftgewölbe niedersteigen — warten Sie wenigstens bis morgen.“

„Keine Minute mehr, Wallner! Der Küster öffnet für ein Trinkgeld wohl auch bei Nacht, morgen früh werde ich schon wissen, ob ich frei leben kann, ohne die Vereinigung mit einem bei lebendigem Leibe spukenden Gespenste.“

Das ist wenigstens mein Gang im Regen, ein Niedersteigen in einen Eiskeller werth.“

In diesem Augenblick durchzitterte der schrille Schrei einer weiblichen Stimme den Saal, ein Gepolter, wie der Fall eines aus einer ziemlichen Höhe fallenden Körpers folgte demselben. Unwillkürlich blickten die drei Anwesenden nach dem Bilde des gespenstigen Comthurs, aber das niedergebrannte Feuer warf nur ein zweifelhaftes Licht auf dasselbe, die spukenden Augen erschienen einen Augenblick wie schwarze leere Höhlen, dann erkannte man deutlich den gemalten Blick derselben.

„Nun genug der Spukereien,“ sagte Grunewald, sich eilig aufrichtend und nach seinem Hute greifend; „ich gehe, den Schlüssel zu jenem Schranke zu holen und hoffe, daß er auch alle Geheimnisse dieses verzauberten Schlosses erschließen soll.“

„Ich begleite Sie,“ sagte Wallner, seinen Degen umschnallend; „das ist ein Abenteuer, das wir zusammen bestehen müssen.“

Sie gingen. Doctor Muldner blieb allein, aber nicht lange; wenige Minuten nach ihrem Abgange trat Hannchen blaß und verstört in's Zimmer und rief den Arzt zu ihrer schwer erkrankten Gebieterin.

Wir lassen ihn dort und begleiten die beiden jungen

Männer, die eine Weile warten mußten, bis der alte Portier ihnen öffnete.

Der Regen schlug prasselnd an alle Fenster des Schlosses, die Winde heulten in den Kaminen und Schornsteinen, die Wasser des Sees plätscherten laut gegen ihr bergiges Ufer. Von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitz die dunkle Nacht, und in langen Zwischenräumen mischte sich das Grollen des entfernten Donners mit dem übrigen Toben der Natur.

Vom Schloßportal bis zur Kirche in Lagow ist nur ein kurzer Weg über eine Art von Hof. Der ganze Platz aber steht hoch überwuchert mit der Vegetation des Verfalls, Brennessel, Stachapsel und Bilsenkraut, und diese Pflanzen regennäß und vom Winde gepeitscht, hauchten einen seltsamen Duft in die feuchte Nacht und schlugen nezend an die Hüfte der Wanderer.

Aus den niederen Fenstern der Küsterwohnung neben der Kirche blickte traulich der Schein eines Lichtes, obgleich Witternacht nahe sein mußte. Grunewald klopfte an die Scheibe, aber bevor er noch ein Wort ausgesprochen, sagte eine dünne, fistelnde Männerstimme von innen:

„Die kleine Pforte steht offen, und wenn Sie durch aus von Ihrem vermessenen Begehren nicht lassen wollen, so bringen Sie mich wenigstens nicht in Ungelegenheit. Feuerzeug und die Laterne sind im Schrank in der Sakristei.“

„Nun, wahrhaftig,“ sagte Brunewald, mit der Hand durch seine nassen Locken fahrend, „ich fange an, an Hexerei zu glauben. Wie ein Zauberer weiß dieser alte Küster schon was wir vorhaben, und giebt uns Antwort, ehe wir gefragt haben.“

„Wir müssen ihn dennoch fragen,“ sagte Wallner, „denn ohne ihn finden wir schwerlich das Grabgewölbe, sicherlich nicht den Sarg Ihres Urahn des Comthurs.“

„Führen Sie uns in die Kirche, zu dem Sarge des Comthur Brunewald, ich will aus demselben den Schlüssel zu dem großen Schranke im rothen Zimmer holen, ich, der Letzte des Geschlechts der Brunewald,“ sagte der ehemalige Garde-Offizier.

Innen wurde es bei diesen Worten lebendig, ein altes Mütterchen mit einer Schnabelnase, und klein, mager und gelb, wie die Fee Fanfarlusch, trat an's Fenster, sah mit seltsam zwickernden Augen in die Nacht hinaus und öffnete dann die schmale zweihälftige Hausthür.

Die beiden großen, schlanken, jungen Männer mußten sich bücken, um unter das niedere Dach zu treten.

Der Küster, lang, dürr und schwarz, wie die Latte eines Obstpaliers, kam ihnen schon mit einer brennenden Laterne, und den mächtigen Kirchenschlüssel in der Hand haltend, entgegen, und ging, ohne ein Wort zu sagen, ihnen auf einem schmalen Fußsteige, der sich zwischen

Messeln und Bilsenkraut um die Kirchenecke wand, voran.

Das Licht fiel bleich und gelblich auf das Johanner-Kreuz über der Thür, der Schlüssel knirschte im Schloß, die Drei traten in die dunkle, schweigsame Kirche, und der erste Gegenstand, der hier im zweifelhaften Scheine der Laterne ihnen sichtbar wurde, war ein lebensgroßes Steinbild, das, an der Wand aufgestellt, in voller Rüstung sich auf das Kreuz seines mächtigen Schwertes zu stützen schien. Das Visir war aufgeschlagen, und das blasse Marmorgesicht sah mit den Augen ohne Augäpfel den Eintretenden entgegen.

Es war eine Statue Martin Grunewald's des Comthurs. Wer das Bild im Saale kannte, durfte nicht nach der schwarzen Tafel sehen, auf der mit veralteter Goldschrift der Name:

Ritter Martin Grunewald,
Comthur zu Sagow.

zu lesen war.

Von Meisterhand gearbeitet, schien Schmerz und Neue diese Züge zu veredeln und zu verklären. Dicht neben der Statue befand sich eine kleine schwarze Thür.

Der Künstler öffnete diese, und Grunewald schritt rasch die Stufen zu einem Gruftgewölbe hinab, während ihr

hagerer Führer mit seiner knöchernen Hand die Laterne vorstreckte, um ihm beim Schreiten über die schadhafsten Stufen zu leuchten.

Das matte Licht erhellte nur in einem kleinen Umkreise den Gang des Gewölbes, das sie nun durchschritten.

Auf beiden Seiten standen zinnerne, bleierne und eichene Säрге, verziert mit dem Johanniterkreuz und den Wappen der meisten adeligen Familien Deutschlands. Der Sarg, den sie suchten, befand sich am Ende eines Querganges.

Er war von grauem Sandstein, versehen mit dem Wappenschilder der Grunewald's und dem Zeichen der geistlichen Würde, die Martin Grunewald bekleidet hatte.

„Heben wir den Deckel,“ sagte der lebende Grunewald, und sein Wort klang laut und fast wie ein Donner rollend durch das Gewölbe.

Die drei Männer hoben mit vereinter Kraft, und bald lag der nicht allzuschwere Sargdeckel am Boden.

Grunewald ergriff nun selbst die Laterne und leuchtete in den geöffneten Sarg.

„Staub und Moder!“ sagte er dann, und wieder klang das Wort so laut und rollend, wie vorher.

Weber Wallner noch der Küster schauten in den Sarg, sie hatten beide das unheimliche Gefühl nicht bezwingen können, welches alles Lebende gegen den Graus

der Verwundung empfindet. Martin Grunewald aber griff mit fester Hand hinein, hob einen großen altmodischen Schlüssel empor und schrie triumphirend:

„Gefunden!“

In demselben Augenblick zuckte ein bleiches, fahles Licht an der fernsten Wand des Gewölbes empor und im Scheine desselben stand, deutlich sichtbar, die geharnischte Gestalt des Comthur Martin Grunewald, und die dunkeln, lebendig funkelnden Augen sahen mit dem Ausdruck des Hohnes auf die Anwesenden.

Eine Secunde lang lähmte Schreck und Grausen die Hände der beiden jungen Offiziere, aber schon im nächsten Augenblick hatte Grunewald den Degen gezogen und stürzte auf das Phantom los.

Die Helle verschwand im Nu, mit ihr die Erscheinung.

Der rasch Vorwärtseilende, den im Wege liegenden Sargdeckel nicht beachtend, stürzte nieder, versuchte sich empor zu richten, sank taumelnd zusammen und stammelte mit ersterbender Stimme: „Zu Hülfe — ich kann nicht mehr!“

Wallner beugte sich zu ihm nieder, der Küster leuchtete ihm in's Gesicht, er war aschbleich, Blutstropfen standen auf den blauen Lippen und die Augen wurden gläsern.

„Er stirbt!“ sagte er bebend, und das ernste Wort klang mit Donnergeroll wieder in der Wölbung der Gruft.

Der Leidende athmete tief und stöhnend.

Rathlos standen seine Gefährten neben ihm in der düstern Einsamkeit; die stummen Schläfer rund um sie her, schienen den letzten Grunewald bei sich festhalten zu wollen.

Da klangen Tritte in ihrer Nähe, Menschenstimmen ließen sich über ihnen in der Kirche hören und nach wenigen Minuten traten Fritz Mohr und der alte Portier zu ihnen mit Laternen und einer Tragbahre versehen, man hob den Ohnmächtigen empor, und nach einer Viertelstunde lag er im Schloß, in dem für ihn hergerichteten Zimmer, der lästigen Kleider entledigt in seinem Bette. Doctor Muldner prüfte besorgt seinen Puls, horchte auf den Athem, klopfte auf den hohl tönenden Brustkasten und schickte sich an, ihm eine Ader zu öffnen.

Der verhängnißvolle Schlüssel befand sich noch in der trampschaft geschlossenen Hand des Unglücklichen.

Viertes Capitel.

Geständnisse.

Acht Tage waren vergangen.

Im großen Saale zu Lagow stand auf hohem Katafalk der Sarg des letzten Grunewald. Er hatte nach dem Sturz im Gruftgewölbe noch vier Tage gelebt, meist ohne Bewußtsein.

Madame Siemers hatte alle Macht des Goldes aufgeboten, den unglücklichen jungen Mann zu retten. Aus Zielenzig, Neppen und Frankfurt waren Aerzte herbeigerufen worden, aber ihre vereinte Kunst hatte den Todesengel nicht zu verscheuchen vermocht.

Sein schwarzer Flügel wehte über dem Haupte Grunewald's. Die Hand, die den verhängnißvollen Schlüssel gefaßt hatte, blieb krampfhaft geschlossen, bis der Tod den Finger löste, und der mit dem Leben erkaufte klirrend zu Boden fiel.

Eine große Verwirrung, eine unbeschreibliche Auf-

regung herrschte unter den Bewohnern des Schlosses von Lagow, und am meisten schien seltsamer Weise Fritz Rohr bei dem unglücklichen Ereignisse zu leiden. Bleich, mit starren Augen, mit bebenden Lippen, weilte er Tag und Nacht an dem Schmerzenslager des Sterbenden, der treueste Gefährte und aufmerksamste Helfer Wallner's, der sich hier als wahrer Freund und verständiger, braver Mensch bewährte.

Im Augenblick des Todes stürzte der Trompeter an dem Bette nieder und drückte sein Gesicht laut schluchzend, wie um einen sterbenden Bruder, in die kalte Hand seines ehemaligen Todfeindes. Dann aber raffte er sich auf und stürzte hinaus, die Treppe hinab, unter die Ebereschen am Hofbrunnen. Zeugen seiner Knabenspiele, seines Liebesglückes, sahen die schlanken, wehenden Wipfel jetzt die Verzweiflung, die Thränen des jungen Mannes, der mit gerungenen Händen, am Brunnenrande lehnd, emporblickte zu ihrem grünen Dach, und nicht zu beten wagte, gequält von nagenden Gewissensbissen.

Da nahte sich der Trost, er kam zu ihm, wie zu dem verzweifelnden Raim, in der Gestalt eines liebenden Weibes.

Bleich und all ihres Puges entlebigt, schlich Hannchen aus ihrem Zimnerchen, wo sie weinend geweilt, in den Hof, und legte ihre weichen Arme um den Nacken des Tiefgebeugten und sagte sanft, verständig und voll tiefer Liebe:

„Fasse Dich, Fritz! Sei ein Mann um Deiner alten Eltern, um Deines Mädchens willen; fasse Dich, Du hast es ja so schlimm nicht gemeint!“

„O Hannchen, ich war gewarnt! Ich haßte den Lieutenant, daß ich Mordgedanken gegen ihn hätte hegen können! Ich wollte ihn ängstigen, erschrecken! Ich habe ihm mehr als einmal, als wir noch zusammen beim Regimente waren, gewünscht, daß er stürzen und den Hals brechen möge! Hannchen, Hannchen, geh' weg und laß den Mörder allein; ich bin Deiner nicht werth!“

„Fritz!“ sagte das Mädchen, ihm wiederholt die Hand küßend, die matt in die ihrige gesunken war. „Wenn Gott jeden bösen Gedanken strafen, jede böse Regung in uns zur bösen That werden ließe, dann wäre ich Deiner schon lange, lang nicht werth; aber ich denke die bösen Gedanken sind wie Fledermäuse, die über unsern Kopf Nachts hinwegfliegen, man verjagt sie, und so ist das schwarze, gräuliche Thier weg. Komm, Fritz, setz' Dich zu mir, lehne Deinen armen, müden Kopf an Dein Mädchen, und sag' mir, wie das Alles gekommen, das wird Dir gut thun und Du wirst dann selbst einsehen, daß Du nur einen Scherz, höchstens eine Neckerei im Sinne hattest, und nicht den Tod des Patrons, der aber wahrhaftig nicht so viel Thränen werth ist.“

„O, ich weiß wohl, daß er wenig taugte, ich bes-

fer, als viele Andere; aber war ich sein Richter, Hannchen?"

„Fritz! Unser Herrgott hat ihn gerichtet, unser Herrgott und vielleicht, vielleicht sein Ahn, nicht Du!“

„Ach, Hannchen, glaubst Du auch an die dummen Gespenstergeschichten, nachdem ich Euch die Luke gezeigt, durch die ich aus meinem Stübchen in den alten Schrank und zu dem Bilde hinauf steigen kann? Von da ab mag der Comthur Grunewald, der kein gutes Gewissen hatte, die Ritter belauscht haben, wenn sie von seinen Liebschaften sprachen, von da hat meine arme Elternmutter wohl gehört, wie sie verleugnet und verrathen wurde von dem Mann, um dessentwillen sie ihren alten Vater verließ, wie das arme Fräulein von da hörte, was der, der nun vor Gott steht, von ihr sagte.“

„Höre, Fritz! Was mich nur wundert, ist, daß das Fräulein so ruhig und gefast ist, bei allen diesen Geschichten, selbst bei dem Tode des Grunewald.“

„Er war nicht eine Thräne von ihr werth, denn er hat wie ein Schuft an dem armen Kinde gehandelt.“

„Sie hat gehört mit ihren eigenen Ohren, daß er sie ein Gespenst nannte,“ sagte Hannchen sehr nachdenklich.

„'S war doch ein Hundsvott, ein rechter!“ rief der Trompeter fast wieder in seinem alten Tone, und setzte dann rasch hinzu: „aber den alten Panzer, in dem ich und

Andere nun schon so oft Gespenst gespielt, den stell' ich in den Saal, damit Jeder ihn sieht und er Keinen mehr erschrecken kann."

"Ja, thu' das, Fritz — aber weißt Du, wunderbarlich ist's doch, wunderbarlich und graulich, daß der Grunewald so seinen Tod gefunden am Grabe seines Ahnherrn."

"Es ist, wie die Geschichten in der Bibel, wo ein unsichtbarer Finger feurige Buchstaben an die Wand schreibt, zur Warnung für Alle. O, mir brennt die Schrift hier," sagte Fritz, die Hand auf's Herz drückend. — "Mein Leichtsinn und mein Wunsch, dem Böses zu thun, der mich geärgert, haben mich zum Mörder gemacht."

Das Mädchen küßte ihm die wieder erbleichenden Lippen. „Still doch, still, armer Junge, rede nicht so häßliche Worte. Wenn unser Fräulein gestorben wäre an dem Fall von der Leiter — wäre ich ihre Mörderin gewesen? Und ich hatte sie doch beredet, hinauf zu steigen, ich hatte es ihr doch zweimal vorgemacht, als Du uns, um die Angst des armen Kindes zu beschwichtigen, erzähltest von der wunderlichen Vorrichtung in Deinem Stübchen, die Du als Junge entdeckt und oft benutzt hattest zu allerlei Schabernack, und von dem alten Harnisch, in dem Du als Gespenst des Martin Grunewald die Leute erschreckt, die Deine Eltern aus ihrem Brot zu jagen gekommen. Sag', wäre ich eine Mörderin gewesen, Fritz?"

„Du hattest nichts Böses im Sinn; Du wolltest Deine Herrschaft beruhigen, ich aber wollte meinen Feind ängstigen und ihm wo möglich den Schlüssel abjagen, durch den er wahrscheinlich hinter all' die Spukgeschichten gekommen wäre, die ich als übermüthiger Junge hier angerichtet.“

„Das ist auch nichts Schlimmes, ist zum wenigsten kein Mord. Sieh', Fritz, es brennt mir in's Herz und ich muß es Dir sagen. Ich habe auch gesündigt, schwer gesündigt, ich war zu — zu vertraut mit diesem Grunewald, ich — —“

Der Trompeter sprang auf, seine dunkeln Augen blitzten. „Du, Hannchen?“ sagte er und ballte wild die Faust und schlug sich so heftig vor die Stirn, daß es dröhnte.

Sie ergriff seine Hand. „Ach, Fritz, sei nicht so außer Dir; ich habe ihn ein einzig Mal freundlich angesehen, so mit einem Blick, als ob ich's nicht übel nähme, daß er immer durch den Spiegel nach mir schielte, es war beim Thee damals. Er war hernach frech genug, mir schlimme Anträge zu machen, als er mich im Gange traf, aber ich schlug ihm eine Ohrfeige und so war's gut. Ich hatte nicht einmal böse Gedanken und meinte nur, mir einen Spaß zu machen.“

Fritz athmete auf. „Da möchte man fast sagen: gut, daß er todt ist, der Kumpan!“ meinte er seufzend. „Aber Eins ist gut, das ist gewiß, Hannchen, daß wir hier in

Lagow bleiben und nicht in der Residenz, wo viele Burschen sind, dem ähnlich, der den Hals gebrochen. Gott verzeih' mir den Antheil, den ich daran habe, aber ich will von jetzt ab den Leichtsinm und den Jähzorn lassen, wahrhaftig, das will ich, und da wir nun bald Mann und Frau sein werden, erinnere mich daran, Hannchen, hörst Du?"

„Und Du erinnere mich, wenn ich eitel bin und mich allzugern putze und umher schiele, ob mich auch Dieser oder Jener ansieht. Ach, Fritz, ich will eine brave, ordentliche Frau werden; Du bist werth, das beste Mädchen auf der Welt zu kriegen und —“

„Und bist Du das nicht etwa, mein Herzensmädel?“ sagte Rohr, sie mit gewohnter Innigkeit an sein Herz ziehend. „Es wird Dir mit der Zeit schon hier gefallen in diesem stillen kleinen Nest und meine alten Eltern werden Dir die Hände unter die Füße legen, wenn Du ihnen eine gute Tochter bist, und das tägliche Brot werden wir ja hier auch finden bei ehrlicher Arbeit.“

Sie behielt den Kopf an seiner Brust; Nix und Schwalbe sahen wieder die Küsse der Liebenden und die Engel ihre guten Vorsätze.

Zu derselben Zeit saßen Mutter und Tochter in dem Zimmer, das sie als Boudoir benutzten, auf dem Sopha.

Madame Siewers hielt die Hand ihres Kindes in der
ihrigen und sagte:

„Wie danke ich Gott, meine liebe Klara, daß Du
diesen Schlag so muthig erträgst.“

Das junge Mädchen athmete tief auf. Laß mich
offen gegen Dich sein, meine theuerste Mutter!“ antwortete
sie. — „Wollte Gott, ich wäre es immer gewesen und laß
mich's Dir gestehen, daß der Tod dieses Mannes mich
nicht schmerzt — im Gegentheil, eher beruhigt.“

„Wie das, mein Kind? — Liebst Du ihn nicht?
War er Dir nicht theuer? Ich verstehe Dich nicht!“

Klara schaute vor sich nieder:

„Mutter, ich verstehe mich selbst kaum, aber ich habe
so viel, so unsäglich viel gelitten, in dieser leyten Zeit, und
nun bin ich ruhig. Es ist, als ob etwas in meiner Brust,
das immerfort klirrte und schwirrte, wie eine mißtönende
Saite, jetzt mit einem ungeheuren wilden Klang gerissen
sei, die Disharmonie ist aber seitdem verstummt. Ich kann
sehen, hören, verstehen, was um mich her vorgeht und ich
fühle es, ich werde bald ganz gesund — Dir eine gute ge-
horsame Tochter werden.“

„O, mein Kind, wie Du mich beglückst — aber warst
Du das denn nicht immer? Ich hatte nie einen andern
Grund, mich über Dich zu betrüben, als den Deine Krank-
heit, Dein Leiden mir gab.“

„Nein, Mutter, nein!“ sagte das junge Mädchen mit Entschiedenheit. „Ich habe Dich getäuscht und — o, es ist traurig, von Dem getäuscht zu werden, den wir lieben. Wisse, ich war mit dem Doctor und Grunewald einig, ehe Du etwas von dieser Angelegenheit wußtest.“

„Da hat mich der Doctor getäuscht, nicht Du, armes Kind.“

Die Tochter zog der Mutter Hand an ihre Lippen.

„Laß mich Dir Alles gestehen und vergieb mir dann, theure Mutter, wenn Du es kannst. Ich habe gefehlt, aber wahrlich, ich habe dafür auch gebüßt.“

„Sprich,“ sagte die Mutter, „erleichtere Dein Herz und sei meiner Vergebung gewiß.“

„Ich hatte in der Pension mein Gärtchen dicht an der großen Gartenpforte.

„Ich hatte mir viele Blumen in meinen Beeten gezogen und eine kleine Laube von Je-länger-je-lieber und spanischer Kresse. Da saß ich Abends in den Freistunden meistens allein; ich war die einzige Bürgerliche in der Pension und hatte keine Freundin.

„Dort sah ich Grunewald zuerst. Er hatte die Wache und stand stundenlang, sah mich an und grüßte.

„Ich dankte.

„Dann warf er Rosen über den Gitterzaun, ein Zettelchen war daran gewickelt, darauf stand: Der Rose die Rose!“

„Dann andere Blumen mit andern Worten. Zuletzt lange Briefe, so liebevoll, wie St. Preux sie kaum an Julie geschrieben. Wir lasen damals gerade die neue Heloise.

„Dann bat er mich um Antwort.

„Ich ließ einen Apfel durch die Stackete rollen und daran war ein Briefchen festgemacht. Ach Mutter, ich war wohl recht thöricht! Ich kannte den Mann kaum. und ich schrieb ihm wie Julie; ja, es war eine Stelle aus Juliens Briefen.

„Es wurde Herbst.

„Wir hatten uns am Gitter dreimal gesprochen. Er wußte, wer ich sei. Er kannte das Fenster meines Zimmers. Eines Abends hatte er mir eine Orange zugeworfen, mit einem Zettel daran, auf dem er mir schrieb:

„Ich muß Dich sehen und besitzen, und wenn die ganze Welt sich zwischen Dich und mich stellte. Sei um Mitternacht munter!

„Ich war aufgeblieben und war so in Angst, als erwartete ich ein Gespenst. Es raschelte am Fenster. Eine Scheibe ward ausgedrückt, ein Arm langte herein, öffnete den Knopf und schnell, wie ein Gedanke, sprang Grunewald in mein Zimmer.

„Liebe Mutter, da befiel mich eine Angst, ein Zittern, und als er mich nun küssen wollte, war mir's als müßte ich sterben, als umringelte mich eine Schlange.

„Ich schrie fürchterlich, ich glaube, ich bekam einen Krampfanfall. Madame *** trat ein, mit einer Kerze in der Hand und blieb wie versteinert in der Thüre stehen, als sie mich angekleidet, das Fenster offen und den Offizier in meiner Stube sah.

„Allmählig sammelte sie sich und sagte zu Grunewald: Die Beleidigung, mein Herr, die Sie meiner Anstalt angethan, sollen Sie theuer büßen, denn ich werde Ihr Verbrechen selbst dem König anzeigen.

„Sie aber, Demoiselle, schweigen wie das Grab, und bieten allen Ihren Einfluß, allen Ihren Reichthum auf, diesen Menschen zu einer Rettung Ihrer Ehre, zu einer Heirath zu bewegen.

„Ein Vierteljahr gestatte ich Ihnen noch den Aufenthalt bei mir, jedoch unter der strengsten Aufsicht.

„Dann nahm sie eine Laterne, leuchtete hinaus, knüpfte die Strickleiter ab, die am Fenster befestigt war, führte Grunewald durch Haus und Garten auf die Straße hinaus und kam wieder zu mir zurück, die ich starr vor Schreck noch immer auf dem Fleck stand, auf dem sie mich verlassen.

„Unglückliches junges Geschöpf, sagte sie dann, ich beklage Sie schmerzlich. Der Mann, dem Sie in strafbarem Leichtsinne Ihre Liebe geschenkt haben, ist ein verrufener Bösewicht. Heirathen wird er Sie vielleicht, weil Sie sehr reich sind, aber Ihr Leben an seiner Seite kann nur ein

höchst beklagenswerthes sein. Und so ging sie und ließ mich allein. Allein mit tausend Gedanken, fürchterlich und verwirrend.

„Eins war mir klar, mir graute vor Grunewald, seit ich ihn ganz in der Nähe gesehen, und doch sollte meine Ehre nur durch eine Heirath mit ihm zu retten sein.

„Ich ängstigte mich Tag und Nacht, ich ward krank. Ich bat um einen Arzt, unsern alten Freund, Doctor Muldner. Madame *** ließ ihn kommen und theilte ihm den Hergang der Sache mit. Muldner fragte genau nach meinem Zustand und versprach meine Verbindung mit Grunewald einzuleiten, der anfangs nach Algier hätte ziehen wollen, sich aber jetzt in seiner Heimatgegend, unweit Lagow aufhielt.

„Ich ließ Alles mit mir geschehen, war ich doch durch meinen Leichtsinn nicht mehr würdig der Liebe meiner Mutter, der Theilnahme meiner Freunde.

„Madame *** hatte mir gesagt, ich sollte mit meiner Verlobung eilen, aber wie zitterte ich vor dem Zeitpunkte, wo ich Grunewald wieder sehen sollte, den ich fürchtete wie den Tod.

„Doctor Muldner ordnete die Reise hierher an und sagte mir, daß ich hier den Geliebten wiedersehen, daß er Deinen Segen für unsere Verbindung auswirken wolle.

„Ich schwieg zu Allem, was konnte ich Anderes thun, als mich dem Geschehe fügen!

„So sah ich Grunewald, so ward ich ihm verlobt. Ich bemerkte bald, daß ich ihm gleichgiltig sei. Daß Hannchen, mein Mädchen, ihm tausendmal besser gefiel, als die kranke Braut, das betrückte mich nicht, er war mir mehr als gleichgiltig, er war mir furchtbar.

„An dem Abende, da ich zuerst bemerkte, daß das Bild des Martin Grunewald, das dem mir Verlobten so ängstigend gleich, mich mit lebendigen Augen anschaute, war ich mir bewußt, daß man mir in Hinsicht meines früheren Verhältnisses zu Grunewald Unrecht that, daß ich mehr unglücklich als schuldig war und eigentlich nur wie ein Kind gehandelt und Romanworte mit einem mir unbekanntem Mann gewechselt hatte.

„Mein Schreck, der mich wieder erkranken ließ, gab Hannchen Veranlassung zu einem langen Gespräch mit mir. Sie erklärte mir die Geheimnisse des Bildes, zu dem man auf einer Leiter aus ihres Bräutigams Zimmer durch den alten Schrank emporsteigen könne.

„Ich ließ das erste Wort von meiner Angst vor Grunewald, von meinem Jammer bei dem Gedanken, auf ewig an ihn gefesselt zu sein, fallen.

„Das kluge Mädchen war erstaunt, erschrocken und nach manchem Hin- und Wiederreden erklärte sie mir, daß

ich gar keine Verpflichtung habe, den Mann zu heirathen, den ich nicht liebe. Sie versprach mir Auskunft über seinen Charakter zu geben und beredete mich endlich, selbst hinauf zu steigen und von dem Wilde aus meinen Verlobten zu belauschen. Ich that es und hörte, daß seine Abneigung der meinigen gleich käme, aber ich hörte auch, daß er unsere Zusammenkunft in meinem Zimmer eine ganz unschuldige nannte. Mama, liebste Mama, das war sie auch, gewiß, Du darfst mir's glauben, ich hatte sie ihm nicht gestattet, ihn nicht dazu erimuthigt, er war kaum eine Minute bei mir gewesen, als mein Angstgeschrei Madame *** herbeirief.

„O liebe Mama, sollte diese eine Minute und ein kindisches Zettelchen, aus einem französischen Roman abgeschrieben, mich denn für ewig unglücklich machen?“

„Gewiß nicht, meine Töchter!“ sagte Madame Sievers. „Ehre und Schande eines Weibes liegt nicht in der Hand eines wüsten Mannes, sondern in ihrem eignen Herzen, und selbst eine Verirrung des Herzens kann durch Reue und ein sittenreines Leben gesühnt werden, aber dennoch danke ich Gott, o wie sehr, daß Du keiner Sühne bedarfst, und daß ich Dich rein und frei in meine Mutterarme schließen kann.“

„Ich werde auch gesund werden, liebste Mama, nun ich von der Angst vor Grunewald erlöst bin. Ich schlafe

jetzt weit besser und es gefällt mir so sehr hier in Lagow. Ich mag gern mit Hannchen in den Buchen am See spazieren gehen und werde gar nicht so leicht müde.“

Die Mutter küßte mit einem seligen Blick ihr Kind, das recht kindisch heiter erschien, und hütete sich wohl, das junge Mädchen daran zu erinnern, daß der Tod mit all seinem Ernst und seiner Finsterniß ihr die Freiheit wiedergegeben hatte.

Der junge Martin Grunewald war begraben. Niemand weinte um ihn, als Fritz Rohr, der sich bittere Vorwürfe machte, durch seinen leichtsinnigen Scherz den Tod seines Feindes zum Theil veranlaßt zu haben.

Der Besitzer von Lagow ließ auf Veranlassung des Doctor Muldner mit dem Schlüssel, dessen Besitz Grunewald mit seinem Leben bezahlt hatte, den verhängnißvollen Schrank öffnen. Er war weit vorgebaut und durch eine Wand von dem Raume geschieden, durch den man zu dem Bilde hinaufsteigen konnte. Der flache Schrank enthielt eine Menge Schubfächer, angefüllt mit alten und veralteten Scripturen, alchymistischen Büchern, die durch ihre Seltenheit für einen Antiquar jetzt einen hohen Werth haben, und endlich in einem besonderen Fache die Bekenntnisse des Comthur Grunewald.

Die alte Schrift war schwer zu entziffern, aber es ging aus derselben hervor, daß Sibylle Rohr von ihm ihrem Vater entführt worden. Er ernannte darin ihren Sohn Fritz Rohr oder dessen Nachkommen zum Erben seines Privateigenthums, das dieser Schrank enthielt und diesem Documente waren hundert alte Goldthaler, eine schwere Kette und ein schöner Brillantring von alterthümlicher Fassung beigezschlossen. Auch sprach er seine Reue aus über das große Unrecht, das er der edlen und tugendhaften Sibylle zugefügt, und bat Alle, die dies lesen würden, für seine Seele zu beten.

Fritz Rohr, der Trompeter, besaß nun plötzlich als sein rechtmäßiges Erbe einen Schatz, der ihn in den Stand setzte, seine Wirthschaft zu beginnen und sein Hännchen zu freien, und im Spätherbst tanzte Klara Siemers gesund und heiter mit Lieutenant Wallner im Lagower Saale auf der Hochzeit ihres Kammermädchens.

Fünftes Capitel.

Schluß-Abtheil.

Wer den langen, öden, sandigen Weg nach Lagow an einem heißen Sommertage jemals gefahren, der weiß, was es für eine Freude ist, um die Ecke des Kieferwaldes lenkend, auf dem grünen Hügel das alte Schloß zu erblicken, das ernst auf die heitere Landschaft niederschaut.

Leise rauschen die Seen gegen ihre bergigen Ufer, der Westwind läßt die langen goldigen Kornfelder wogen und schüttelt die rothigen Federnelken-Köpfchen der diesseitigen Uferwiese, während er von der jenseitigen den Gesang der Mädchen herüberträgt, die alle Blumen derselben mit ihrem bleichenden Linnen überspannt haben.

In den blühenden Linden am Wege summen die Bienen und ziehen schwer beladen über den schmalen See-arm nach dem Garten des Oberförsters, aus dessen Grün die Kirschbäume mit ihren reifen, rubinrothen Früchten ihnen hinüber winken.

Am alten Thor des Städtchens steht neben dem Wege ein Pfaffenhütchenstrauch, und seine vierkantigen Beeren bekommen schon einen leisen Anhauch ihrer Purpurfarbe.

In dem kleinen Garten blühen in versteckten Winkelchen noch Rosen, die der Lenz vergessen hat, und spanische Kresse und Je-länger-je-lieber ranken sich um niedre Zäune und gucken ganz neugierig auf die Straße nach dem Wagen, der vorüberfährt, und schütteln ihre Köpfschen verwundert über die seltene Erscheinung. Schiffermüttschen stehen dort auf dem Berge, an den Stengeln der Sternblumen emporgeklettert und senden ihre süßen Düfte auf den Flügeln des lauen Windes den sammelnden Bienen, dem flatternden Schmetterlinge entgegen, und der Buchenwald nicht ein liebliches Willkommen dem Wagen zu, der bis zu seiner äußersten Ecke fährt, und da steht ein hübsches neues Haus mit hölzernem Vordach.

Im Gärtchen davor blüht dunkelrother Blumenmohn und blaue Laura und Nelken in allen Farben, und im Schatten des Kastanienbaums vor der Hausthür sitzt eine sehr hübsche Frau und näht und sieht einmal auf, die elegante Equipage zu betrachten, die ganz in der Nähe still hält.

Sie ist einfach bürgerlich aber zierlich gekleidet. Ihr seidiges dunkles Haar ist geschmackvoll geordnet, und am Thürpfosten hängt ein großer Strohhut mit blauem Bande,

ein Zeichen, daß sie daran denkt, ihrer weißen Stirn und ihren rosignen Wangen die Frische und Reinheit zu erhalten.

Aus den Fenstern des Hauses aber ertönt Musik. Ein Quartett von Blas-Instrumenten, dessen präzise Ausführung uns überraschen könnte, wenn wir nicht wüßten, daß der Anordner desselben Fritz Rohr ist, der frühere Gardetrompeter, der mit dem Herrn Oberförster, dem jungen Prediger und dem Secretär des Rentmeisters jede Woche zweimal musicirt.

Es sind dreizehn Jahre verflossen, seit Klara Siewers auf seiner Hochzeit tanzte.

Frau Hannchen ist zweiunddreißig Jahre alt, und ihre zwölfjährige Tochter Klara sieht ganz wie ein erwachsenes Mädchen aus und verspricht eine Schönheit zu werden.

Aber wir vergaßen den Wagen, der vor dem Hause des sehr wohlhabenden Schreiners Rohr hält und aus dem ein hübscher Mann von militärischer Haltung, ein dicker alter Herr, eine schöne junge Frau und eine freundliche Matrone sich allmählig entwickelt haben.

Ganz zuletzt kommt noch ein fünfjähriger wilder Junge, der Gott zu danken scheint, daß er seiner eignen Füße wieder Herr ist. Er macht eiligst und schleunigst davon Gebrauch und läuft nach dem waldigen Hügel. In den grünen Blättern am Boden blinkt etwas Korallenro-

thes, und er hat sich nicht getäuscht — es sind Erdbeeren, die da gewachsen und die er geschwind auf ein Wegerichblatt sammelt für die liebe Großmama.

Frau Rohr hat verwundert zugehört. — Soll dieser Besuch ihr gelten? — Wahrhaftig, die Herrschaften kommen in den Garten. Sie streicht noch ein wenig ihre Schürze glatt, steht auf und geht den Fremden entgegen, — aber mit jedem Schritt verklärt ihr Gesicht sich mehr — denn das sind nicht Fremde, das sind ihre alten Freunde, ihre ehemaligen Gebieterinnen, Madame Siewers und Klara, und die Herren sind Doctor Muldner und, wahr und wahrhaftig, Lieutenant Wallner führt Klara am Arm, und der hübsche Bursche, der schon mit seinem Schatze zurückkehrt, ist wohl ihr Kind — und wie sie alle gesund aussehen! Die helle Freude lacht aus Hannchens hübschen Augen. Sie läuft ihren Gästen entgegen, sie küßt der würdigen Madame Siewers die Hand, die jetzt etwas rundlich geworden ist, wie die ganze ehemals so schlanke blasse Dame. Klara umarmt ihre frühere Dienerin mit freundschaftlicher Wärme.

„Wir konnten bei unserer Reise unmöglich so nahe an Ihnen vorüberkommen, ohne den kleinen Umweg von drei Meilen zu machen und zu sehen, wie es Ihnen und unserem wackern Rohr geht, bestes Frauchen!“ sagte der Doctor, und Herr von Wallner verbeugte sich vor der schö-

nen Bürgersfrau so tief und galant, als wäre sie eine Gräfin.

Hannchen führt ihre Gäste nicht in ihr bestes Zimmer, sondern sie setzt Stühle und Lehnstühle von hübschem Rohrgeflecht in den Schatten. Sie ruft ihre Tochter, die erröthend der fremden Herrschaft ihre Knirzchen macht, von der Mutter leise Befehle empfängt und mit geschickten Händen im Freien einen Tisch deckt und sauern Rahm, duftige Erdbeeren, frisches Brot, goldgelbe Butter, Scheibenhonig und ein Paar Flaschen guten Züllichauer Traminer aufträgt — und den Wein laß ich nicht verunglimpfen, wenn auch das thörichte Lied*) meint, daß selbst der Teufel ihn nicht trinken möchte. Es ist ein guter Wein und ich geb' ihm sein Recht wie Otto Roquette:

Zum Troß all der hochnässigen
Hochweisen Herrn vom Rheine, —

und als Alles wohlgeordnet auf dem saubern Tischtuch steht, als Teller und Tellerchen, Löffel und Löffelchen, Messer und Messerchen zurecht gelegt sind, schweigt auch die Musik und heraus tritt:

der Herr Oberförster;
der Herr Pfarrer;
der Herr Secretär, und endlich

*) Das Lied vom schlesischen Becher.

Fritz Rohr, der stattliche Gatte Hannchens, die ihre Gäste ganz wie eine Dame einander vorzustellen versteht.

„Ich irre doch nicht, gnädige Frau,“ sagte sie dabei zu Klara, „wenn ich sage: meine liebe, verehrte Herrin, Frau von Wallner?“

Klara nickte freundlich.

Alle sitzen zusammen. Der Himmel flammt im goldenen Abendscheine, die Kühe kommen heim und Hannchens vier gehen ganz verständig über den Hof in den Stall, wo die junge Klara sie schon erwartet und ihnen noch Klee giebt, bevor sie gemelkt werden.

„Wie paradiesisch schön wohnen Sie, beste Frau Rohr,“ sagte, als auch die Musiker Platz genommen haben, Frau von Wallner, einen langen Blick in die lachende Landschaft sendend.

„Ja, das ist ein wahres Wort,“ entgegnete die geschmeichelte Hausfrau; „wenn ich das Häuschen mit seinem Garten und den See da drüben und die grünen Berge so ansehe, dann wundre ich mich immer, wie es mir einmal hat in Berlin gefallen können, wo ein Handwerker in einem so engen Raum wohnen muß und die Familie den Tag über in der Werkstatt lebt, und die große Tochter in der Flur schläft. Ich habe niemals einen Begriff davon gehabt, wie schön es in der Welt ist, bis ich hierher kam und mit meinem Mann hier spazieren ging. Wenn es Abend

wird, ist's anders schön als am hellen Mittage und wieder anders in der Nacht und Morgens, wenn der Thau auf den Gräsern liegt und die liebe Sonne jedes Tröpfchen wie den Diamantschmuck einer Prinzessin funkeln läßt, da scheint mir's am allerschönsten zu sein."

„Aber der Winter mag auch dafür desto öder und einsamer sein,“ meinte Wallner; „hier giebt's kein Theater, keinen lustigen Ball, keine öffentlichen Concerte.“

„Ach, gnädiger Herr, wenn man älter wird, vermißt man so was wohl nicht, und hat man hier keine großen Geschichten, so haben wir wenigstens etwas viel Besseres, nämlich werthe Freunde, die uns mit ihren Besuchen beehren. Alle Sonntage wird bei uns muscirt, auch halten wir Bücher, und Frig liest vor, und zuletzt ist doch das beste Glück, was der Mensch haben kann, nur im Hause zu finden, und da hat uns Gott gesegnet.“

Frau von Wallner sah lächelnd auf ihre frühere Dienerin. „Da haben Sie Recht, beste Frau Rohr, das beste Glück ist das im eigenen Hause, aber das kann man auch in der Residenz haben, wie wir Ihnen beweisen könnten.“

„Die gnädige Frau scherzen, wenn Sie sich mit einer Bürgersfrau vergleichen, aber das ist gewiß, man kann glücklich und zufrieden sein in allen Ständen. Sie sind das in Ihrem Reichthum, wir sind's in unsern Verhält-

nissen, denn in unserer Armuth will ich nicht sagen, da wir für Leute unserer Art gar nicht arm sind.“

„Lassen Sie uns anstoßen,“ sagte Doctor Muldner, „auf die Gesundheit unsrer lieben Wirthe!“

Die Gläser klangen.

„Auf die Gesundheit meiner theuren Herrschaft, meiner verehrten Gäste!“ rief Hannchen, ihr Glas erhebend.

Man dankte und stieß an.

„Sind Sie jetzt auch recht gesund, gnädige Frau?“ fragte die frühere Kammerjungfer.

„O, vollständig!“ entgegnete die Dame lächelnd. „Ich führe meinen Haushalt selbst und habe meine beiden Kinder selbst gestillt, denn Sie müssen wissen, Frau Rohr, ich habe noch ein kleineres Mädchen, das ist aber bei den Eltern meines Mannes bis zur Vollendung unsrer diesjährigen Sommerreise.“

„Ich habe auch noch einen Knaben,“ sagte Frau Rohr, „und der ist im Frankfurter Gymnasium schon mit eifz Jahren Tertianer. Wir wünschen, er soll studiren.“

„Gehen wir nicht nach dem Schloß?“ fragte Herr von Wallner; „ich möchte die alten Räume, in denen ich mein Klärchen kennen lernte, gern wieder sehen.“

„Für heute ist's wohl fast zu spät dazu,“ meinte Madame Siewers.

„Ich habe zu meinen alten Eltern geschickt,“ sagte

Kohr; „die Schlafräume sind in Ordnung gebracht und die Herrschaften werden dort nächtigen; es ist besser da, als im Wirthshause, und bei uns wäre es fast zu eng.“

„Es spukt auch dort nicht mehr,“ meinte mit einem leichten Augenzwinkern der Oberförster, Kohr's früherer Schul- und Spielgefährte.

„Lassen Sie die Vergangenheit,“ sprach der Doctor, „Scherz und Leid berühren sich zu nahe in derselben und mehr als Einer von uns möchte leiden bei der Erinnerung.“

Mara erhob dankend die sanften Augen und Kohr sah zu Boden, Beider Herzen waren bewegt. Hannchen aber reichte lächelnd ihrem Gatten die Hand und Wallner rief seinem Knaben und führte ihn zur Mutter, die mit einem freundlichen Blick die reine Stirn des Kindes küßte.

„Es ist in der Welt nicht anders,“ sagte der junge Geistliche mit seiner sanften und klingenden Stimme; „unüberlegter Scherz wird oft zum bitteren Ernst, aber die tägliche Erfahrung lehrt uns auch, daß Gottes Gnade bei der Regierung der Geschicke fast immer Gutes aus Bösem, Glück aus Leid entstehen läßt.“

„Auch hier ist das der Fall gewesen,“ sprach Madame Siemers; „zwei glückliche Familien segnen den Tag, da sie hierher kamen, und wenn der Tod ein junges Menschen-

herz schnell und unvorbereitet erteilte, wenn ein Scherz zu schwerem Ernste ausschlug, Gott hat ja auch hier Glück aus Leid hervorgehen lassen und der Tod an sich ist, wie wir glauben und hoffen, kein Uebel.“

„Wohlan denn, meine Freunde!“ rief Doctor Muldner, sein Glas hebend, „zum Schluß des heutigen Abends noch einen Toast:

„Friede dem Geist des Martin Grmwald!“

Ende des zweiten und letzten Theils.